Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

1940

Ahnenerbe-Stiftung Verlag / Berlin-Dahlem
Kuhlandallee 7—11

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft
„Das Ahnenerbe"

Hauptschriftleiter: Dr. J. O. Plassmann, Berlin

Copyright by Ahnenerbe-Stiftung Verlag in Berlin. Printed in Germany
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Druck: Georg Koenig, Berlin C2

Inhaltsverzeichnis

(Die mit einem Stern [*] versehenen Arbeiten sind bebildert)

Aufsätze

*Altheim, Franz: Die keltische Wanderung 103
Arndt, E. M.: Deutscher Glaube 241
— Deutsches Kriegertum 161
Biehahn, Erich: „Vandalismus" und „Vandalen" 16
*Buttler, Werner ᛦ 281
*Czoernig, Walther, Freiherr von: Was uns die Erdställe und Hauslöcher erzählen 427
*Gerlach, Kurt: Frühdeutsche Landmessungen 259
*— Frühdeutsche Landmessungen (Schluß) 302
*Helmers, M. F.: Einfahrts- und Hoftore mit ihren Sinnzeichen 220
*Huth, Otto: Weltberg und Weltbaum 441
*Jordan, Karl: Der Deutsche Orden und die Hanse im Weichselland 45
*Kellermann, Volkmar: Der Hirsch, Beiträge zur Erkenntnis eines Sinnbildes 128
*— Der Hirsch (Schluß) 168
*Kropf, Walther: Ein Haus aus der frühen Semnonenzeit in Berlin-Zehlendorf 144
*Kutzleb, Hjalmar: Idistawiso 189
Linden, Walter: Das Fortwirken der altgermanischen Dichtung 242
*Moser, H. J.: Aus Danzigs musikalischer Vergangenheit 18
— Das Lied vom Guten Kameraden 41
*— Landsknechtweisen 81
*— Prinz Eugen im Liede 163
*— Friederizianisches Singen 207
*— Die Freiheitskriege 247
*— Geusenlieder 297
*— Die Wrangel- und Moltke-Zeit 328
*— Vom Weltkrieg bis zur Gegenwart 447
*— Über Hörzeichenketten der Germanen 137
*— Die Entdeckung der Germanenmusik 401
*Mößinger, Friedrich: Baumtanz und Trojaburg 282
*— Urformen des Sonnenrades 201
Paul, Otto: Die altgermanische Verskunst 379
*Paulsen, Peter: Ein Beitrag zum Verstehen der „romanischen" Kunst 59
Plassmann, J. O.: Der Name der Senne 226
*— Der „Wilde Mann" im Kultspiel 252
— Deutsche in fremder Erde 121
*— Die Stufenpyramide 91
*— Dietrich von Bern als Wilder Jäger 176
— Germaniens europäische Sendung 1
— Germaniens Sendung und ihre Erfüllung 361
*— Über einen angeblich slawischen Kultgegenstand 348
Roth, Karl: Nordisches im armenischen Sagengut 23
*Ruppel, K. K. A.: Das Kultsymbol der germanischen Göttin „Isis" 86
*Schindler, Robert: Zwei vorchristliche Jahresteilungen im deutschen Bauernkalender 408
*Schleif, Hans: Die ᛋᛋ-Grabung Karnburg 63

*Stelzer, Otto: Stabkirchen 4
*— Stabkirchen (Schluß) 52
*— Über Stil und Gestalt in unserer ältesten Kunst 344
*— Über Stil und Gestalt in unserer ältesten Kunst 365
*— Über Stil und Gestalt in unserer ältesten Kunst 421
*— Über Stil und Gestalt in unserer ältesten Kunst 452
*Trathnigg, Gilbert: Die germanische Frau in der Schlacht 184
*Wagner, K. H.: Die Grabung an der Steinzeitfestung Altheim bei Landshut (Bayern) 140
*Waller, Karl: Das Zeichen des Todes 460
Weber, Edmund: Zur Versatanung der germanischen Götter 150
*Weber, Martha: Kaiser- und Königsmonogramme des Mittelalters 334
*Weinelt, Herbert: Die deutsche Volksinsel bei Wischau in Mähren 229
*— Gesenke, Ein deutscher Gebirgsname 12
*Winter, Heinrich: Radmähen 291
*Wüst, Walther: Arisches zur Sinnbildforschung 212

Die Fundgrube

R. W. B.: Taktik und Strategie der Germanen 313
*Bärtich, Ella: Sinnbilder als Wegemarken 395
Bastlöseliedchen 74
*Bertram, Otto: Sonne, Schlange, Hand und Beil 471
*Büch, E.: Untersuchungen zum Till Eulenspiegel 112
*Dechend, Hedwig: Sinnbilder auf Kirchengestühl in Hessen 434
Moser, H. J.: Zur Zeitbezeichnung „untarn" 195
*Mößinger, Friedrich: Achtteilige Sonnenuhren 27
*— Der Dreistufenbaum als Maibaum 357
Plassmann, J. O.: Das Eisen dem Vaterlande, das Erbgut der Heimat 194
— Lichterbäume in der Nordmark 28
*— Der Dreistufenbaum als Weihnachtsbaum 235
*— Die Leiter als Weihnachtssinnbild 466
— Die Stahlbereitung bei Wieland dem Schmied 432
*— Dreistufiger Weihnachtsbaum und Baumleuchter 470
*Radler, Karl: Der Hirsch an der Quelle 433
*Scheler, Arthur: Zur Verbreitung des Jahrmännchens 75
*— Das Bild von Hocheppan 396
Schulte, Werner: Westwall-Lebensfeuer 275
Schweizer, Bruno: Freund Hain, Ein Erbe aus germanischer Zeit 312
Steinmüller, Curt: Bastlösereime 396
Trathnigg, Gilbert: Aurinia oder Albruna? 270
— Kultischer Selbstmord bei den Germanen 153
— Urkunden aus vandalischer Zeit 154
*Wanckel, Carl: Der Räuber von Eixendorf 155
Weber, Edmund: Zur Runenforschung 1937—1939 271
Weigelt, R.: Das Rätsel vom Ei als Spiel 154
*Zichner, Rud. Arth.: Zwei Dachziegel aus dem Rheingau 468

Aus der Landschaft

*Gerlach, Kurt: Böhmische Dörfer — geortet! 475
Gudenberg, Wolff: Das „Rainern" ein schlesischer Fasnachtsbrauch 74
Insam, Mathias: Das Wiesel im Volksglauben Südtirols 314
*Jordan, H. v.: Die letzte Garbe 436

*Kutzke, Georg: Die vier Steine von Krimpe 30
Pramberger, Romwald: Auf Wodans Spuren im steirischen Berglande 29
*Pretzell, L.: Das Heimatmuseum in Brandenburg a. d. Havel 393
*Rauchfuß, Wolfgang: Das X-Zeichen an eisernen Kopfankern 34
Scheler, Arthur: Zum Aufsatz „Pferd und Wagen" 33
*Schulte, Werner: Die Sonne 237
*Weigel, K. Th.: Die Lüneburger Kopefahrt 388
*— Lichtmeß 71

Erwecker der Vorzeit

Arens, Wilhelm: Der hallesche Professor und Prediger Ludwig Gottfried Blanc 317
*Höfler, Otto: Rudolf Siemsen ✠ 356
Plassmann, J. O.: Werner Köhler ᛦ 355
*Schmidt-Barrien: Hans Müller-Brauel ᛦ 316
*Wilhelm Teudt 80 Jahre alt 477
Wolfram, Richard: Verner von Heidenstam ᛦ 353

Hieb und Stich

Uebel, Otto: ‚Klassische' germanische Altertumskunde 437

Frage und Antwort

Dressel, Jutta: Gott Wodan oder Wüterich Wodan? 119

Die Bücherwaage

Altheim, F. und Trautmann, E.: Vom Ursprung der Runen (Plassmann) 198
Aus Deutschlands Vor- und Frühzeit (Plassmann) 38
Bieder, Theobald: Geschichte der Germanenforschung (Plassmann) 35
Brinkmann, H.: Alte und Neue Zeitrechnung (Prof. Plassmann) 79
Caesar, Der gallische Krieg (Schadelock) 158
Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren (Röhr) 38
Die Reden des Führers nach der Machtübernahme (Kaiser) 160
Die Wissenschaft im Lebenskampf des deutschen Volkes. Festschrift zum 15jährigen Bestehen der Deutschen Akademie am 5. Mai 1940, herausgegeben von G. Fochler-Hauke (Hunke) 318
Eckhardt, K. A.: Ingwi und die Ingwäonen (Plassmann) 36
Engel, Karl: Gedächtnisschrift für Wilhelm Petzsch (Kropf) 358
Failing, Adolf: Die Familiennamen von Helversheim in Rheinhessen (Trathnigg) 198
Festschrift für H. Bohnenberger (Plassmann) 37
Führer, Maria: Nordgermanische Götterüberlieferung und deutsches Volksmärchen (Plassmann) 279
Germanen und Indogermanen, Festschrift für Hirt (Huth) 78
Giesecke, H. E.: Die Ostgermanen und der Arianismus (Trathnigg) 157
Grönbech, Wilhelm: Kultur und Religion der Germanen (Plassmann) 36
Haller, Johannes: Der Eintritt der Germanen in die Geschichte (Trathnigg) 157
Helmers, M. F.: Sinnbilder des alten Glaubens in ostfriesischer Volkskunst (Plassmann) 276
Hesch, M. und Spannaus, G.: Kultur und Rasse, Otto Reche zum 60. Geburtstag (Huth) 238
Jarosch, Günther: Volksart und Brauch (Plassmann) 276
Jung, Erich: Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit (Plassmann) 38
Kalender Deutscher Osten 1940 (Trathnigg) 80

Keller, J.: Die Alb-Hegau-Keramik der älteren Eisenzeit (Willvonseder) ... 78
Keyser, Erich: Geschichte des deutschen Weichsellandes (Löffler) ... 319
Kienle, Richard v.: Germanische Gemeinschaftsformen (Ruppel) ... 398
Kleist, Herbert: Volksglaube und Volksbrauch während der Zwölften im ostdeutschen Landschaftsraum (Plassmann) ... 276
Knorr, Friedrich: Die mittelhochdeutsche Dichtung (Plassmann) ... 117
Krollmann, Christian: Die Entstehung der Stadt Königsberg (Jordan) ... 398
Kronberger-Frentzen, Hanna: Deutsche Stickmuster (Lehmann) ... 158
Küsters, Alfred: Cuneus, Phalanx und Legio (Huth) ... 319
Lehmann, Otto: Deutsches Volkstum in Volkskunst und Volkstracht (Wolfram) ... 158
Lohrmann, H. Fr.: Die altnordische Bauernsaga in der deutschen Erziehung (Plassmann) 38
Lüdemann, Hans: Sparta, Lebensordnung und Schicksal (Huth) ... 479
Momigliano, E.: Friedrich Barbarossa (Gruß) ... 40
Mühlhausen, L.: Die kornische Geschichte von den drei guten Ratschlägen (Huth) ... 156
Müller-Blattau, Joseph: Germanisches Erbe in deutscher Tonkunst (Moser) ... 359
Naumann, Hans: Germanisches Gefolgschaftswesen (Plassmann) ... 36
Nietsch, H.: Wald und Siedlung im vorgeschichtlichen Mitteleuropa (Trathnigg) ... 159
Paul, Otto: Deutsche Metrik (Gutenbrunner) ... 159
Peßler, Wilhelm: Volkstumsatlas von Niedersachsen (Zwölfjahr) ... 198
— Volkstumsgeographie als Allgemeingut (Plassmann) ... 277
Petrau, Alfred: Schrift und Schriften im Leben der Völker (Bauer) ... 196
Petsch, R.: Spruchdichtung des Volkes, Vor- und Frühformen der Volksdichtung (Huth) 156
Peukert, W. E.: Märchen und Sagen, Schwanke und Rätsel (Zwölfjahr) ... 118
Prietze, H. A.: Der Königsstuhl zu Rhense und die Johanniskirche von Niederlahnstein (Ruppel) ... 440
Pudelko, A. und Hillen-Zingsfeld, A.: Kleiner deutscher Geschichtsatlas (Hellmer) ... 199
Rademacher, Franz: Fränkische Goldscheibenfibeln aus dem Rheinischen Landesmuseum in Bonn (Plassmann) ... 397
Ramlow, Rudolf: Die letzte Freistatt (Gruß) ... 399
Reimann, Joachim: Die Familie in Jeremias Gotthelfs Dichtungen (Mayr) ... 198
Repgow, Eike v.: Sachsenspiegel: Lehnrecht (Ruppel) ... 479
Rüdiger, Hans Helmut: Liederedda und germanische Seele (Gvtenbrunner) ... 279
Rühmann. Heinrich: Opfersagen des Hausgeist- und Zwergkultes (Huth) ... 320
Samson-Campbell, M.: Deutschlands Rolande in Geschichte und Bild (Plassmann) .. 277
Scheibler, H. C. und Wülfrath, Karl: Westdeutsche Ahnentafeln (Ruppel) ... 199
Schier, Bruno: Der Bienenstand in Mitteleuropa (Schadelock) ... 199
Schmidt, Ludwig: Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung (Plassmann) ... 35
Schneider, Hermann: Die Götter der Germanen (Steinhauser) ... 117
— Richard Wagner und das germanische Altertum (Graf) ... 156
Schriftenreihe politischer Heimatkunde: 1. Erziehung durch das Dorfbuch, 2. Dorfbuch und Dorfabend im Kriege (Plassmann) ... 277
Schultze, Ernst: Vogelzug und Menschenwanderung (Lützelburg) ... 478
Schulz, Walther: Vorgeschichte — Stoffe und Gestalten der deutschen Geschichte (Huth) 440
Schweizer, Bruno: Zimbrische Sprachreste (Plassmann) ... 195
Seidlmayer, Hans: Streifzüge durch altbayrisches Brauchtum (Plassmann) ... 276
Sierke, Sigurd: Kannten die vorchristlichen Germanen Runenzauber? (Plassmann) ... 37
Sohnrey, H. und Schröder, H.: Der Spinntrupp im deutschen Volkstum (Huth) ... 158
Spamer, Adolf: Weihnachten in alter und neuer Zeit (Huth) ... 79
Spitzmann, H. und Weigel, K. Th.: Quedlinburg, Heinrichs I. Stadt (Plassmann) ... 277
Thaerigen, Günter: Die Nordharzgruppe der Elbgermanen bis zur sächsischen Überlagerung (Trathnigg) ... 118
Vacher de Lapouge, G.: Der Arier und seine Bedeutung für die Gemeinschaft (Huth) .. 239

Vetter, G.: Die Ostgoten und Theoderich (Schadelock) ... 157
Vogt, Karl: Die Burg in Böhmen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts (Gruß) ... 480
Von deutscher Art (Hellmer) ... 196
Waas, Adolf: Die alte deutsche Freiheit, ihr Wesen und ihre Geschichte (Ruppel) ... 398
Weigel, K. Th.: Nürnberg, Frankenland/Deutschland (Plassmann) ... 277
Wimmer, H. A.: Neue Dialoge zwischen Hylas und Philonous (Paul) ... 239
Wolfram, Richard: Schwerttanz und Männerbund (Huth) ... 398
Wossidlo, Richard: Mecklenburgische Sagen (Plassmann) ... 278
Zeller, Rose: Die Gudrunlieder der Edda (Gutenbrunner) ... 197

Zwiesprache

Seite 40, 80, 120, 160, 200, 240, 280, 320, 360, 400, 440, 480.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 1 — 1940 — Januar

Germaniens europäische Sendung

Als der große Römer Cornelius Tacitus seine berühmte Monographie über die Germanen schrieb, da führte ihm das Gefühl die Feder, daß in dem nordischen Nachbarvolke der römischen Weltmacht ein Gegner gegenübergetreten war, der für Rom ein Schicksal bedeutete. Wenn aber gleichwohl in der meisterhaften, wenn auch nicht ohne Furcht geschriebenen Darstellung die Liebe zum Gegenstand ebenso stark die Feder geführt hat, so hat der Römer vielleicht geahnt, daß die zu seiner Zeit beginnende große Auseinandersetzung viel mehr Ausblicke enthielt, als die eines bloßen Kampfes um die Macht und um die Vorherrschaft in Europa. Das Werk des Tacitus ist eines der seltenen Zeugnisse dafür, das geschichtliche Gegner einander nicht mit primitivem Haß zu betrachten brauchen, daß sie vielmehr — wenn sie wirklich einander würdig sind — eine Art von Bewunderung und selbst heimlicher Zuneigung füreinander aufzubringen vermögen; unbeschadet der geschichtlichen Auseinandersetzung, die sich mit Naturnotwendigkeit vollzieht. Und wenn eine solche Bewunderung und Zuneigung wirklich vorhanden war, so hat sie Germanien dem Römertum reichlich erwidert: denn alle kühnen Eroberungszüge, die jemals bis in die Zeit der Staufer hinein germanische Heere gegen Rom geführt haben, waren nicht zum wenigsten von jener heimlichen und offenen Liebe zu dem Gegner bestimmt.

So wurde Germanien Roms und Rom Germaniens Schicksal. Aus dieser jahrhundertelangen Auseinandersetzung aber hat sich das gebildet, was wir heute Europa nennen. Es ist uns Deutschen immer wieder schwer gemacht, an dies Europa zu glauben, in dessen Namen Unberufene schreiendes Unrecht und kaltherzige Vergewaltigung rechtfertigen zu können glaubten. Wir haben auch jenem Zerrbild abgesagt, das seit dem Zusammenbruch alter Ordnungen und mißratener Neubildungen daraus geworden ist. Aber es gibt kaum ein wirklich zu Europa gehörendes Land, in dem nicht die beiden Mächte miteinander gerungen haben; es gibt aber auch kaum eine dauerhafte Ordnung, die nicht von diesem Kämpfen und Ringen beeinflußt und mitgeformt worden wäre. Alle großen Staaten Europas sind aus der germanischen Völkerwanderung hervorgegangen; fast alle haben, bis auf das germanische Mutterland, vorher ganz oder teilweise dem römischen Reichsverbande angehört. So bildeten einst und bilden wohl noch jene germanischen Kriegergeschlechter einen untrennbaren Bestandteil der europäischen Völker; sie sind verwachsen mit der Überlieferung der ihnen voraufgegangenen

indogermanischen Staatsvölker, und im Grunde ist damit wiedervereint worden, was sich einst in ferner Urzeit getrennt hatte, um sich gesondert zu entwickeln. Wenn wir etwa bei Tacitus auf Schritt und Tritt auf die enge Verwandtschaft des germanischen mit dem keltischen Gefolgschaftswesen stoßen, so erlebt diese alte Verwandtschaft im Mittelalter in der engen Berührung zwischen der fränkisch-keltischen und der deutschen Ritterschaft eine Wiederbelebung, die sich noch einmal als ein europäischer Kulturstrom von bedeutender Stärke in ganz Europa geltend machte. Es war aber das Wiedereinströmen des germanischen Elements, das auch dort alte Brunnen wieder zum Fließen brachte; und es mag auch das nur ein Einzelfall gewesen sein aus der großen Wellenbewegung, die sich immer wieder aus dem in aktiver Beharrung verweilenden Ursprungsraume des Indogermanentums um Nord- und Ostsee über die indogermanischen Gebiete verbreitet hat.

Lange Zeit hat man unter dem Einflusse einer einseitigen Kulturbetrachtung nur das eine von diesen beiden Elementen gesehen, das südländisch-römische, dem man dabei in seinem innersten Wesen auch nicht gerecht werden konnte, da man es wiederum als Ableger und Fortsetzung einer unbestimmbaren und auf eine Art von Urschöpfung zurückgehenden orientalischen Kulturwelle ansah. Erst die Erkenntnis, daß Germanien, Griechenland und Rom aus gemeinsamen Wurzeln gewachsen sind, hat zu richtiger Erkenntnis und Einschätzung der Wesenswurzeln all dieser Völker geführt, in deren Wechselwirkung sich das europäische Kulturleben abspielte. Wenn wir statt von „klassischer Altertumswissenschaft" von Griechenkunde und Römerkunde sprächen, so kämen wir schon zu weit besserer Abgrenzung und Einschätzung der nebeneinander und aufeinander wirkenden Kräfte. Aber neben jener Altertumskunde hat die Germanenkunde lange Zeiten hindurch nur eine untergeordnete Rolle gespielt; sie war im besten Falle ein Nebenfach zu jenen „Hauptfächern", aber zu einer selbständigen Betrachtungsweise, wie sie Tacitus in seiner ersten Germanenkunde gegeben hat, haben sich selbst seine germanischen Schüler lange Zeit nicht wieder aufgeschwungen. Sie haben, vielleicht als eine unbewußte Gegengabe den Römern ihre Römerkunde, und den Griechen ihre Griechenkunde geschenkt; und vom Standpunkte jener aus haben sie im allgemeinen auch ihre eigenen Vorfahren betrachtet.

Und doch hat die Germanenkunde des großen Römers seit ihrer Wiederentdeckung die Geister nicht ruhen lassen. Als Tacitus schrieb, brannte seit fast hundert Jahren der Kampf an der römischen Nordgrenze; aber schon in seiner Zeit machten sich friedlichere und innerlichere Einflüsse von dorther geltend, die in den Kriegsgeschichten nicht verzeichnet zu werden pflegen. Er überschaute die Kräfte des Gewordenen und die Kräfte des neuen Werdens; und so wies er in seiner Darstellung dem großen Gegenspieler mit der Urteilskraft des Unbefangenen seine gebührende Stelle an. Heute, nachdem der von Tacitus in seinen Anfängen beobachtete Entwicklungsgang abgeschlossen ist, ist es vielleicht an der Zeit, wiederum in unbefangener Überschau die wirkenden Kräfte Europas an ihre rechte Stelle zu rücken.

Das vergangene Jahrhundert hat uns eine Entdeckung gebracht, die, wie viele Entdeckungen, eher eine Bewußtwerdung war: die Entdeckung der Volkspersönlichkeiten oder Völkerindividualitäten, wie man mit einem weniger guten Ausdruck zu sagen pflegt. Diese Entdeckung ist nämlich keineswegs aus dem Individualismus des Zeitalters hervorgegangen, sondern sie betrifft etwas ganz anderes, in gewissem Sinne Gegenteiliges: die Einschaltung eines bestimmenden Bildungsfaktors zwischen dem abstrakten Ideal der „Menschheit" und dem nicht viel weniger abstrakten Ideal des isolierten Individuums. Diesen Faktor können wir als den „völkischen" bezeichnen; und er hat vor jenen beiden Abstraktionen unbedingt den Vorzug der größeren Lebensnähe. Das erweist sich schon dadurch, daß der nationale Gedanke in der neuesten Zeit die weitaus stärkste Grundkraft alles politischen Geschehens geworden ist. Der Mensch als Persönlichkeit — im Gegensatz zum abstrakten Individuum — trägt aber in allererster Linie die Persönlichkeitszüge der völkischen Gemeinschaft, der er von Geburt aus angehört; und

je höher sich die Persönlichkeit als Ganzes entfaltet, um so höher steigert sich im einzelnen seine Volkspersönlichkeit — ob er es selbst wahrhaben will oder nicht.

Mir scheint, daß der Römer Tacitus, weit hinausgehend über die Maßstäbe seines eigenen römischen Reiches, in seiner Germanenkunde zum ersten Male eine solche Volkspersönlichkeit entdeckt und geschildert hat. Man mag dabei hundert Einzelheiten als ein angebliches „ethnographisches Schema" bezeichnen: die Tatsache bleibt doch, daß das Gesamtbild von einer Fülle und Eindringlichkeit ist, wie man es in der gesamten antiken Literatur nicht zum zweiten Male finden dürfte. Mit dieser greifbaren Deutlichkeit konnte sich aber ein solches Bild nur auf einem Hintergrunde abheben, der völlig anders geartet war, und das war das spätrömische Reich, das sich zu Tacitus' Zeit schon in seinen wesentlichen Zügen abzeichnete. Er sah damit das Germanentum als ein „europäisches Problem", wie man heute sagen würde. Und als solches dürfen wir auch unsere Germanenkunde betrachten, neben den Eigenwerten, die sie selbstverständlich für uns als Germanen besitzt. Ein Problem, dessen Ergründung untrennbar mit der Erkenntnis der wahren Geschichte Europas verbunden ist; das aber auch für die künftigen Geschicke des Erdteils wesentlich sein wird. Denn ohne Erkenntnis der am meisten bestimmenden Grundbestandteile wird man niemals das Ganze richtig einschätzen und werten lernen.

So stellen sich uns heute die wissenschaftlichen Fragen nach zwei Richtungen: die erste fragt nach dem Germanentum als einer gewachsenen Lebensgemeinschaft, die schon Tacitus als Antithese zum römischen Machtstaat erkannt hat, und von deren Auseinandersetzung tausend Jahre europäischer Geschichte bestimmt wurden. Die zweite ist die Frage nach den germanischen Bestandteilen in den ehemals römischen, heute romanischen Völkern. Und als dritte Frage dürfen wir dann die nach der Zukunft und dem Werte dieser beiden Kräfte für die Wiedererweckung eines wirklich europäischen Gedankens hinzufügen. Diese Frage erscheint vielleicht als müßig in einer Zeit, da der europäische Kontinent wieder einmal von einem freventlich heraufbeschworenen Kriege zerrissen wird. Sie ist aber um so brennender, als auch hier wieder uralte Fragen zur Entscheidung stehen, die von dem lebendigen Werden der indogermanischen europäischen Menschheit nie zu trennen waren. Europa hat immer wieder seine Lebenskräfte und seine Impulse von dem Ursprungsgebiet der indogermanischen Völker im Norden und der Mitte Europas her empfangen; es muß diese Lebensströme aufnehmen, oder es muß sterben. Es sind immer sterbende und todgeweihte Völker gewesen, die sich um jeden Preis und in unlebendiger Erstarrung gegen diesen Strom gesperrt haben, aus dessen Wellen alle wahrhaft lebendigen Wellen der europäischen Kultur hervorgegangen sind. Wie kein einzelner sich isoliert und beziehungslos selbst erkennen kann, so ist uns immer das gesamteuropäische Geschehen Spiegel und Maßstab unseres eigenen Wesens und Wertes gewesen. Aber es hat Europa niemals Heil gebracht, wenn wir über diesem Spiegel und Maßstab unsere eigene aktive Aufgabe vergaßen: wirkende Kräfte und lebendige Ströme aus dem uralten Nord-Ostseeraum hinauszusenden. Die Zeiten, in denen diese Ströme als Söldner und fremder Kulturdünger wirkungslos verebbten, sind für immer vorbei; sie haben auch niemals eine aufbauende Wirkung gehabt. Selbst in solchen Zeiten hat unbewußt immer die eine schicksalhafte Aufgabe in uns gedrängt, der ewig erneuernde Kern der europäischen Mitte zu sein und den Raum zu erfüllen, der den Germanen seit zweitausend und mehr Jahren vom Schicksal bestimmt war. Seine Räumung in der Völkerwanderung ist ein Opfer im Dienste der europäischen Erneuerung gewesen, mag das auch keinem der Beteiligten je voll zum Bewußtsein gekommen sein. Seine Wiedergewinnung hat als erste Aufgabe an der Wiege der deutschen Nation gestanden, seitdem aus dem Trümmerfelde des fränkisch-europäischen Völkerwanderungsreiches die germanischen Kernstämme ihr eigenes Reich gebildet und ihren eigenen König gewählt haben.

1*

An den Deutschen ist es, diese Aufgabe so zu erfüllen, wie es der europäischen Sendung aller Germanen entspricht. An den übrigen Völkern Europas aber ist es, sich nicht um den Preis der europäischen Zukunft einer Entwicklung entgegenzustemmen, die in jedem Falle, auch ohne sie und gegen sie, erfolgen wird; dann aber um den unnötigen Preis der Zerstörung und der Barbarei.

Plassmann

Stabkirchen, die mittelalterlichen Meisterwerke nordgermanischer Holzbaukunst

Von Otto Stelzer

1.

Als der große norwegische Landschaftsmaler Joh. Clausen Dahl das erste Werk über Stabkirchen, seine „Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens" im Jahre 1837 in Dresden erscheinen ließ, standen auf der Staffelei seines Freundes und Hausgenossen Caspar David Friedrich Landschaften mit Hünengräbern und Bautasteinen. „Allein die Liebe für jene schönen Werke" (die Stabkirchen) hatte Dahl zu ihrer Herausgabe bewogen, aber geleitet hatte ihn ein sicherer Instinkt, wenn er glaubte, in ihnen die ureigenen Gedanken des Germanentums verkörpert zu finden. Nicht anders als er dachte sein Freund Rumohr, der Kunsthistoriker, der ihn zu dieser Veröffentlichung veranlaßt hatte. Es war in jener Zeit, als man im Europa nördlich der Alpen hellhörig wurde für Werte der eigenen, unabhängigen Vergangenheit. Da erfolgte der „humanistische" Gegenstoß der zweiten Jahrhunderthälfte, und der Irrweg der Stabkirchenforschung begann.

Es ist ein großes Unrecht gutzumachen.

Einst muß es gegen 750 Stabkirchen gegeben haben. 322 sind dem Namen nach bekannt[1]). Übel genug wurde ihnen mitgespielt. Viele fielen erst im letzten Jahrhundert der Zerstörung anheim. Einige 20 aber stehen immer noch in den abgelegenen Tälern Norwegens. Die Öffentlichkeit freilich weiß heute nicht mehr von ihnen, als die Zeitgenossen des Romantikers Dahl wußten. Sie bilden noch immer das vergessene Kapitel der Architekturgeschichte und verdienen doch, eins ihrer ersten zu sein. Die Würdigung ihrer hohen Bedeutung ist ebenso notwendig wie lohnend und bildet das Ziel der vorliegenden Untersuchung.

Die Stabkirchen tragen ihren Namen nach ihrer Konstruktion. Sie bestehen im Gegensatz zum Blockbau aus senkrecht stehenden Hölzern oder Planken, den „Stäben". Nach Grundriß und Aufbau lassen sich mehrere Gruppen zusammenstellen, obwohl sie einer einheitlichen Bauzeit wenigstens annähernd angehören, denn alle sind Bauten des 12. und 13. Jh. Daß sie bis heute erhalten, ja teilweise in Benutzung sind, ist der beste Beweis für ihre ganz einmalig großartige Konstruktion und für das enorme Können ihrer Erbauer. Nirgends auf der Welt gibt es ähnliche Holzbauten, die ähnlich hohen Alters sind.

Das große Verdienst, zum erstenmal die Stabkirchen zusammengestellt und aufgenommen zu haben, gebührt Nicolayson[2]). Ganz besonders aber ist den grundlegenden Arbeiten des

[1]) Nach Dietrichson, vgl. Anm. 3 b. S. 13 u. 18.

[2]) Nicolayson, N., Norske Bygninger fra Fortiden, Kristiania 1860—80.

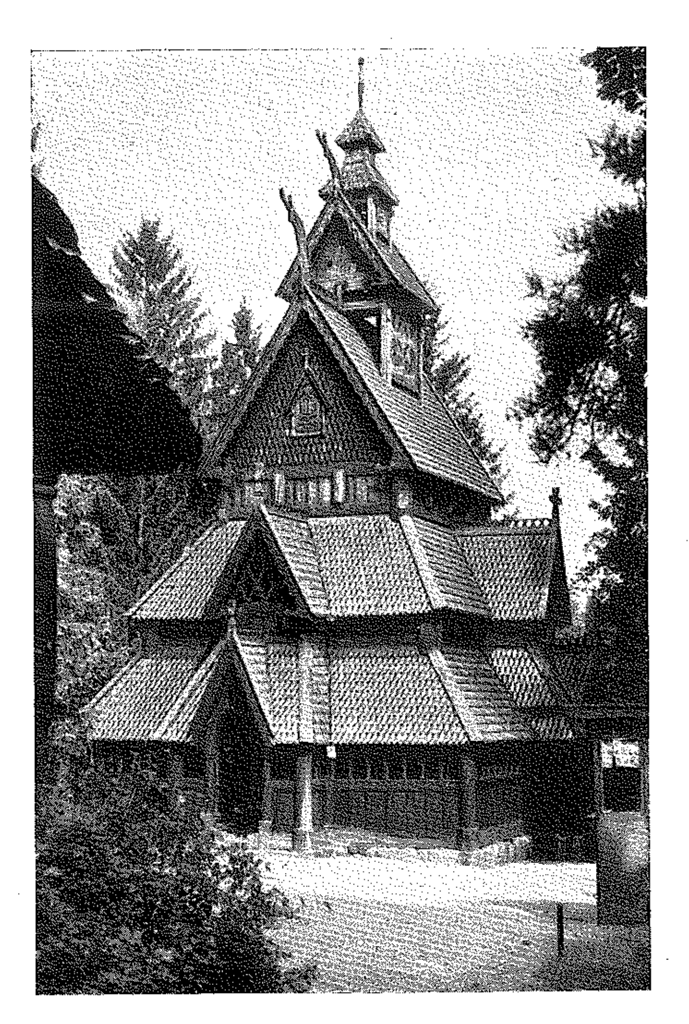


Abb. 1. Mastenkirche von Gol
jetzt: Bygdy b. Oslo

Norwegers L. Dietrichson[3]) zu danken, ohne den auch unsere kurze Behandlung nicht denkbar ist, wenn wir auch heute sehen, daß der Weg, auf den er die Forschung führte, eine Sackgasse war.

Was sind nach Dietrichson die Stabkirchen? Wir lesen[4]): „Nichts anderes, als eine den Forderungen des Materials, des Holzes, genau angepaßte Modifikation der romanischen Basilika, eingeführt von den britischen Inseln und zustande gekommen mit Hilfe langer Tradition im Schiffbau." Mit dieser Einstellung präsentiert er uns das gesamte Material. Die Folge war, daß die Stabkirchen nur mehr rein lokales Interesse zu wecken vermochten. Die norwegische Variante der europäischen Baukunst, deren Primitivierung sozusagen, die interessierte Norwegen allein.

Dietrichson riß die Stabkirchen durch sein monumentales Werk aus der Vergessenheit, um sie in eine neue Vergessenheit hineinzustoßen.

Das Kernstück seiner Arbeit aber, eben der Gedanke der Nachahmung der christlichen Basilika, ist — wir werden es einsehen — ein fundamentaler Irrtum, und langsam begann die Forschung ihn zu begreifen.

[3]) Dietrichson, L., De norske stavkirker, Kristiania 1892. Dietrichson, L. und Munthe, H., Die Holzbaukunst Norwegens, Dresden 1901.

[4]) Dietrichson/Munthe a. a. O. S. 4.

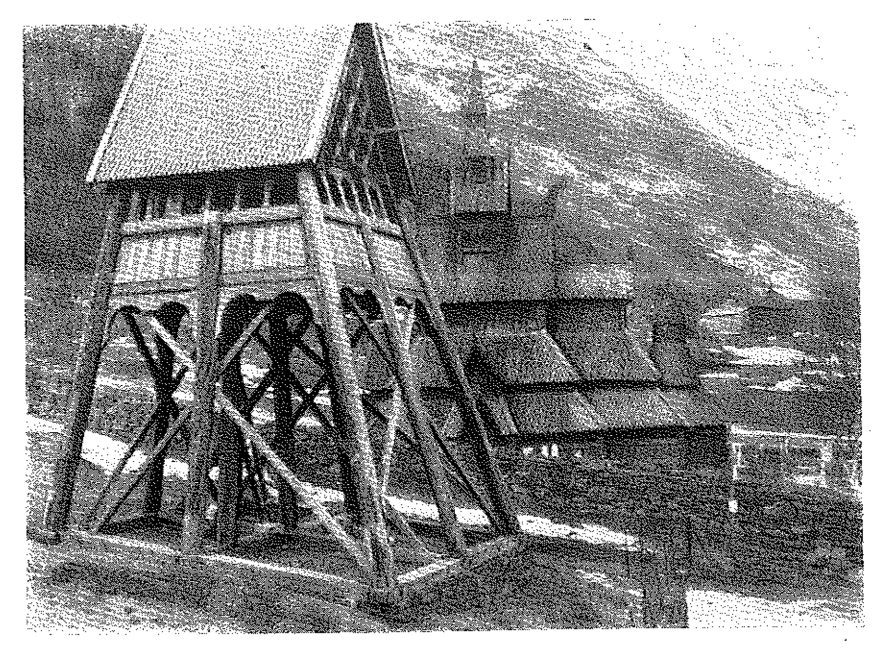


Abb. 2. Borgund-Kirche mit Glockenturm. Sogn

Als erster S t r z y g o w s k i [5]). Er stößt nicht nur die typologische Reihe und damit die Chronologie Dietrichsons um, er schied auch die Basilika als Vorbild völlig aus und sieht die Stabkirchen in größten, allgemein nordischen Zusammenhängen. In Verbindung mit dem Holzbau anderer indogermanischer Gebiete macht er sie zu den Hauptwurzeln der europäischen Gotik. Er wurde zwar von seinen „humanistischen" Gegnern bekämpft oder — noch schlimmer — ausgeschwiegen, doch blieb nicht aus, daß nun selbst in Skandinavien unter seinem Vorangang kritische Vorstöße gegen die alte Meinung erfolgten. Die Schwedin Gerda B o ë t h i u s [6]) zieht die Ergebnisse der Vorgeschichte heran und stellt eine neue typologische Reihe auf, nachdem Jahre vorher ihr Landsmann E k h o f f [7]) ein gleiches getan hatte. Der Norweger Johan M e y e r [8]) schuf eine weitere, Birger R e e [9]), der nun sehr scharf gegen Dietrichson polemisiert, eine sechste Reihe und machte damit die Verwirrung vollständig. Der Osloer Ordinarius Anders B u g g e antwortet auf die (sehr gute) Arbeit von Boëthius 1931 [10]) mit einer Verteidigung der alten Dietrichsonschen Auffassung, die heute noch viele Anhänger hat. Wenn er dabei in einer Art Begründung sagt (wir übersetzen): „Es sind ja die von außen kommenden Beeinflussungen, die oft gerade fortschrittschaffend sind", so wird es unter den Geisteswissenschaftlern im heutigen Deutschland kaum einen geben, der nicht spontan widerspricht. Es besteht wenig Hoffnung, daß die Stabkirchenforschung aus ihrem Dilemma herauskommt, wenn sie fortfährt, im Sinne der alten Einflußkunstgeschichte immer nur die Frage der „Priorität" zu erörtern. Archäologisch — so viel hat sich gezeigt — ist die Aufgabe gar nicht lösbar. Nichts ist so unsicher wie die Chronologie. So sind viele Kirchen aus

[5]) Strzygowski, J., Early Church Art in Northern Europe, London 1929.

[6]) Boëthius, G., Hallar, tempel och stavkyrkor, Stockholm 1931.

[7]) Ekhoff, E., Svenska stavkyrkor, Stockholm 1916.

[8]) In: Norsk Kunsthistorie, Oslo 1925.

[9]) Zuerst in der Osloer Tageszeitung Aftenposten 1931, Nr. 68.

[10]) Aftenposten 1931, Nr. 615.

völlig unzureichenden Gründen viel zu spät datiert. Einsetzen muß endlich die begriffliche Forschung, die Einflüsse zwar nicht leugnet, aber ein für allemal erst an zweiter Stelle nennt, wenn sich eine Form ebensogut aus e i g e n e r Entwicklung ableiten läßt. Das Motto „Wachstum gegen Beeinflussung" (Pinder) wird über unserer Untersuchung stehen.

2.

Wir begeben uns vor eine jener Kirchen, die Dietrichson „dreischiffig-basilikal" nennt. Unsere erste Aufgabe ist die unbefangene Betrachtung. (Abb. 2 u. 3.)

Uns fällt auf, daß eine eigentliche „Fassade" fehlt. Die Giebelseite ist nicht — wie bei der romanischen Steinbasilika — die bevorzugte Ansichtsfront.

Es ist der Reichtum an Dachformen, der besonders ins Auge springt. Der gliedernde Blick unterscheidet zunächst drei Dachzüge, die auf Mehrschiffigkeit schließen lassen. Das Besondere ist allerdings, daß diese drei übereinandergestaffelten Dachzüge nicht nur — wie bei der Basilika — an den Langseiten auftreten. Die „Nebenschiffe" werden auch um die Westseite herumgeführt. Schon dadurch verrät sich ein zentralisierender Wille. Er wird ganz deutlich, wenn wir weiter wahrnehmen, daß die „Seitenschiffe" scheinbar auch um die Ostseite herumgeführt werden. Ihre Ansätze sind deutlich sichtbar. Sie lassen sich gleichsam nur unwillig vom Choranbau unterbrechen. Die Apsis (wenn wirklich ursprünglich eine vorhanden war, die jetzige ist nicht echt, wir kennen überhaupt keine ursprüngliche Stabkirchenapsis)wirkt als Anhängsel, unorganisch im Baugedanken, herangeschoben. Auch der Chor scheint wie angelehnt . . .

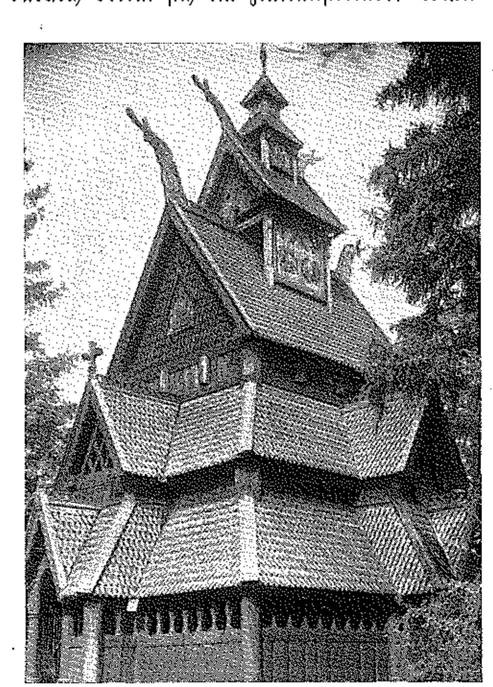


Abb. 3. Die drei übereinandergestaffelten Dachzüge

Ist das Verhalten der Bauteile zueinander aber dergestalt rein additiv, haben wir um so eher das Recht, sie vom Kernbau zu trennen, denn Abstriche müssen wir vornehmen, wenn wir auf der Suche nach der G r u n d f o r m sind. In der Grundform aber auch die A u s g a n g s f o r m zu vermuten, ist naheliegend genug.

Scheiden wir nun die notwendigen Zugeständnisse an die liturgischen Verhältnisse, Chor und Apsis, in Gedanken aus, so erhalten wir einen reinen Zentralbau. Im Dienste der Zentralisation stehen auch Dachreiter und Vorhallen. Auch was diese letzten Bauteile anbelangt, wieder ist das Vorgehen in der Raumgestaltung rein additiv. Das vermeintliche erste „Nebenschiff" enthüllt sich als vom Hauptraum vollständig getrennte Galerie: die Svalganganlage. Auch Dachreiter und Vorhallen stehen nur in loser Verbindung mit dem Ganzen.

Als Baukern ergibt sich nunmehr ein im Verhältnis zur Grundfläche sehr hochragendes, mit Eckmasten versehenes, satteldachgedecktes Zentralhaus, das auf allen Seiten von einem niedrigen Umgang mantelartig umschlossen ist. Dieser Baukern, in dem wir die Ausgangsform der Stabkirche ahnen, erscheint verkleinert im Dachreiter, und letzten Endes ist ja der Chor nichts anderes: Wir haben es mit der Aneinanderschaltung zweier gleichartiger Bauformen zu tun. Die ursprüngliche Selbständigkeit der Grundform wird dadurch nur deutlicher.

Wir betreten das Innere, wie wir es von der Steinbasilika her gewöhnt sind, durch das Westportal, obwohl sich auch im Süden ein einladender Eingang befindet. (Abb. 4 u. 5.)

Ehe wir das eigentliche Kircheninnere betreten, bietet uns der Svalgang die Möglichkeit, es zu „umgehen". Haben wir das innere Portal überschritten, so verwirklicht sich der Umgangsgedanke zum zweitenmal. Wir finden nämlich nicht — wie in der Basilika — Kolonnaden, die, nur in der Längsrichtung stehend, unseren Weg zum Chor rechts und links begleiten, sondern die Säulen-, besser Mastenreihen, umziehen den Bau ins G e v i e r t. Sie stehen dem Eintretenden wie ein Zaun im Wege und schreiben ihm eine Bewegung nach rechts oder links vor. Wir haben einen zweiten Umgang vor uns, der einen fast quadratischen Mittelraum umgibt. Denn auch vor dem Eingang zum Chor richtet sich eine Mastenreihe auf, die ihn deutlich vom Mittelraum abschnürt. Das im Außenbau noch deutliche Übergewicht der Längsachse wird dadurch stark gemindert, in einer Kirche wie Borgund überhaupt gleich Null, denn hier ist die Breitenachse ganz klar betont. Hier ist nämlich der mittlere Mast beider Langseiten in halber Höhe abgeschnitten, er geht nur vom Dach bis zum „Triforium". Das ergibt zwei Bogenöffnungen von der doppelten Breite der übrigen, genau vor dem Eingang an der Südseite, der denn wohl auch als Haupteingang zu betrachten sein mag.

Jedenfalls haben wir keine „Dreischiffigkeit" vor uns, sondern, wie der Bischof Jens Nilssön[11]) schon 1595 viel besser sagte, eine „trekircke met omganger": eine Holzkirche mit Umgängen. An Stelle der betonten Längsrichtung der Basilika entdecken wir alle Kennzeichen eines Breithauses. Die Basilika ist ein „gehender", die Stabkirche ein „stehender" Raum. Wer von der Betrachtung der Raumverhältnisse ausgeht, dem ist es schlechterdings unbegreiflich, wie jemand auf die unselige Idee geraten konnte, hinter der Stabkirche die lateinische Basilika zu vermuten.

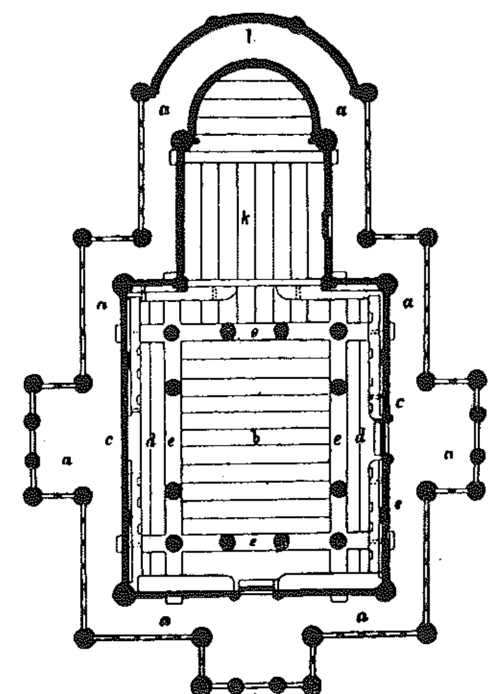


Abb. 4. Grundriß der Kirche von Borgund (nach Nicolayson)

Als „basilikal" in einem vagen und ganz äußerlichen Sinne könnte höchstens die Tatsache angesprochen werden, daß auch bei der Stabkirche die Dächer der Umgänge vom Hauptdach getrennt sind. Gerade das aber ergibt sich eben durch den Umgangsgedanken von selbst. Der Svalgang konnte den Gedanken der Dachtrennung suggestiv eingegeben haben. Dieser aber ist typisch nordisch. Seine sachliche Aufgabe ist der Schwellenschutz. Daß er so niedrig wie möglich gehalten wurde, versteht sich damit von selbst, und daß er, um leicht erneuert werden zu können, nicht im Verband mit dem Dach des Hauptbaues stehen durfte, ist Vorbedingung. Bemerkenswert ist, daß wir den für die Basilika so wichtigen Lichtgaden nicht vorfinden. Die Stabkirche ist fensterlos, denn die winzigen runden Lichtöffnungen der Oberwand verdienen den Namen Fenster kaum.

Nach alledem dürfte die „romanische" Frage nunmehr abgetan sein. Denn mögen zehnmal „Einzelformen" an den romanischen Steinbau erinnern, so sind doch zwanzigmal auch Holzformen in Stein zu finden, ohne daß

[11]) Visitatsböger, S. 358.

bisher jemand behauptet hat, es müßten dann auch die Raumformen dem Holzbau entnommen sein.

Wie sieht es aber in Wirklichkeit mit den oft genannten „romanischen" Einzelformen an der Stabkirche aus?

Unverkennbaren Zusammenhang hat z. B. das Svalgangmotiv mit den Zwerggalerien romanischer Apsiden und Kirchen, auch mit den Kreuzgängen der Klosterkirchen etwa. (Abb. 6.) Nun wissen wir zum Glück aus guten Quellen, daß Lauben, die das Haus ins Geviert umziehen, überall im Norden zu Hause waren, sonst müßte sich der Svalgang womöglich gefallen lassen, von der Zwerggalerie abgeleitet zu werden. So beschränkt man sich darauf, nur Einzelformen des Ganges „typische Steinbauformen" zu nennen. Daß etwa umgekehrt der Laubengang des Nordens vorbildgebend den Zwerggalerien vorangestanden haben könnte, dieser Gedanke wird verjagt, weil ja die frühesten Stabkirchen erst auf 1150 datiert werden können. Beachtet man aber, daß der Svalgang ein notwendiger Bestandteil ist, während die Zwerggalerie nur rein ästhetische Aufgaben zu erfüllen hat, bekommt die Sache ein anderes Gesicht. Dem Svalgang verdankt ja die Stabkirche nicht zuletzt, daß sie überhaupt steht. Wie erwähnt, hat er als Schwellenschutz hervorragende Bedeutung. Sval heißt soviel wie „kühler Wind". Im Svalgang zieht es, und das ist gut so, denn Zugluft schützt vor Feuchtigkeit. Der Svalgang m u ß also luftig und offen sein. Die Arkaden haben wirkliche Werkbedeutung.

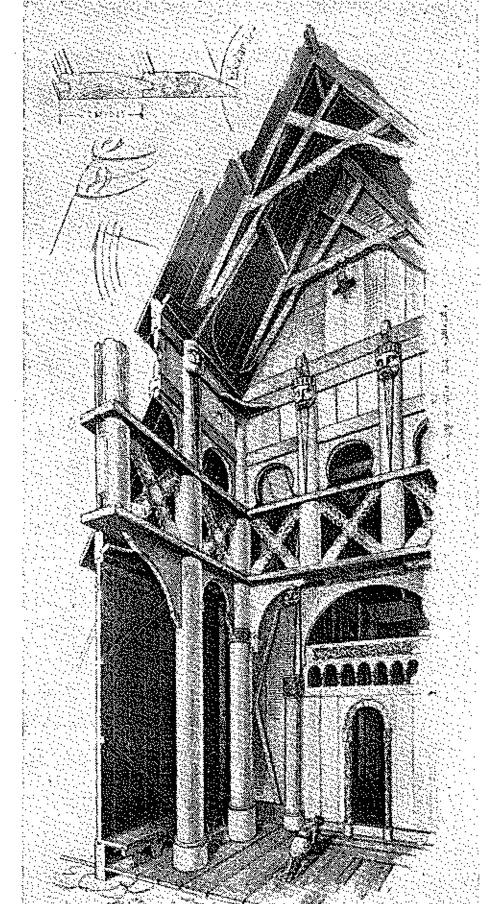


Abb. 5. Gol, Inneres (nach Seesselberg)

Eidsborg hat noch heute einen ausgezeichnet erhaltenen Svalgang vom Anfang des 13. Jh. (Abb. 7.) Er hat rundbogige Arkaden, die gewöhnlich natürlich den „romanischen" Steinbauten gutgeschrieben werden. Das Interessante ist aber, daß wir in den Stabkirchen den Rundbogen e n t s t e h e n sehen können, wie nirgendwo im Steinbau. Er ist ganz eng mit handwerklichen Bedingungen verknüpft. Die Gerüstteile des Gebäudes, besonders die großen Masten des Innern, verlangen nach einer Verstrebung untereinander. Dazu dient einmal das „Triforium". Es ist gewiß nicht aus dem Steinbau gekommen, wo es zwar eine „Raumbedeutung", aber keine „Werkbedeutung" hat[5]). „Triforium" und Masten werden mit „Knieverbindungen" oder „Bügen" in den Winkeln ausgesteift. Diese „Kniee" rücken, sind die Arkaden eng, aufeinander zu und ergeben den Rundbogen. Dieser echte Werkbogen kommt in Stabkirchen an hundert Stellen vor. Er erscheint, wie im Steinbau niemals, sowohl nach unten gerichtet (im Dachstuhl) wie auch waagerecht (als Eckversteifung). Er hat selten die gezirkelte Halbkreisform des Steinbaues, sondern viel mannigfaltigere, „gewachsene" Bildung. Wir finden ihn als flachen Segmentbogen (wie an den Toren fränkischer Gehöfte) ebensooft auch überhöht, in Hufeisenform u. a. m. (vgl. auch die Versteifungen am Glockenturm von Borgund). Solche „Knieverbindungen" kennen wir in Norwegen schon im 9. Jh. von den Schlitten des Osebergfundes.

Säulen wie die in Edisborg gibt es im Steinbau nirgends. Ihr Querschnitt ist nicht kreisrund, sondern oval. Sie haben aber Würfelkapitelle, und hier scheint der Einflußtheoretiker wieder leichtes Spiel zu haben. Sie kommen im Steinbau ja „viel früher" vor. Das stimmt, nur ist auch hier zu ergänzen: Während im Holzbau klare Vorformen und eine deutliche Entwicklung angegeben werden können, erscheint es im Steinbau wie aus dem Boden gestampft. Am Material der Stabkirchen können wir es Schritt für Schritt ableiten. Zunächst eine Eigenart: Zwischen Kapitell und Basis wird selten geschieden, es gibt hier, wie im Steinbau in der Regel nie, auch Würfel b a s e n. Die primitivste Basis, das einfachste Kapitell im Holzbau, ist ein zylindrischer Klotz von etwas größerem Durchmesser als der Mast selbst. Der Fortschritt einer besseren Überleitung zeigt sich in der Abrundung der oberen Kante und der Zufügung eines gedrechselten oder geschnitzten „Halsringes". Damit entsteht das einfache „Bossenkapitell", noch heute ist es im norwegischen Holzbau gang und gäbe. Beachtet man nun, wie in den Stabkirchen überall — etwa an den Masten — die Anschneidung von rundplastischen Formen beliebt wird, die „Abfasung" geradezu als Stilmittel wirksam ist, überlegt man ferner, daß zu einer wirkungsvollen Verzierung des Bossenkapitells die Schaffung von ebenen Flächen sehr erwünscht sein muß, so wird die vierseitige Abplattung des Bossenkapitells nur zu verständlich: Vier Axthiebe, und das Rätsel des Würfelkapitells ist gelöst.

Daß das Würfelkapitell des Steinbaues vom Holzbau stammt, behaupten wir nicht. Uns genügt es, festzustellen, daß auch die Durchsicht solcher Einzelformen nicht die Möglichkeit gibt, die Stabkirche in den Schatten der romanischen Basilika zu stellen.

War es aber nicht so, wie Dietrichson meinte, wie war es dann?

Der Beitrag von Gerda Boëthius[8]) zur Entstehungsgeschichte der Stabkirchen ist nicht gering einzuschätzen. Sie vermutet mit Recht in ihnen die Fortsetzung eines germanischen Tempels. Nun versucht sie, dem „Tempeltyp" auf die Spur zu kommen. Anhaltspunkte findet sie in Island, in Gamla Uppsala, in Arkona auf Rügen, in Trier. Hier liegt anscheinend wirklich ein T y p vor: Stützenquadrat mit Umgang. Ganz eindeutig ist der Grabungsbefund leider in keinem der genannten Fälle.

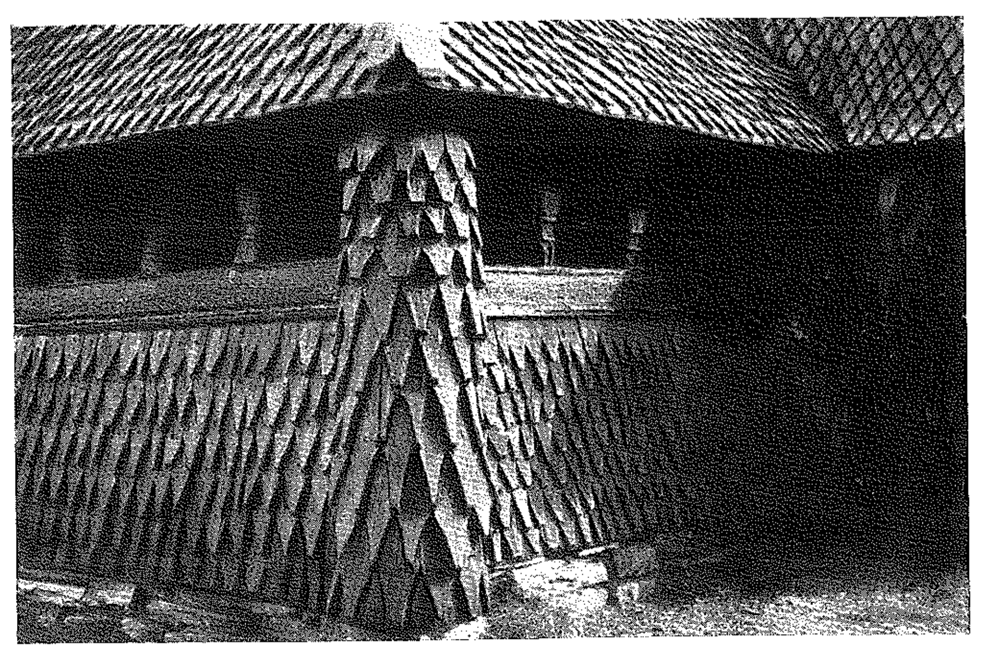


Abb. 6. Eidsborg-Kirche, Svalgang

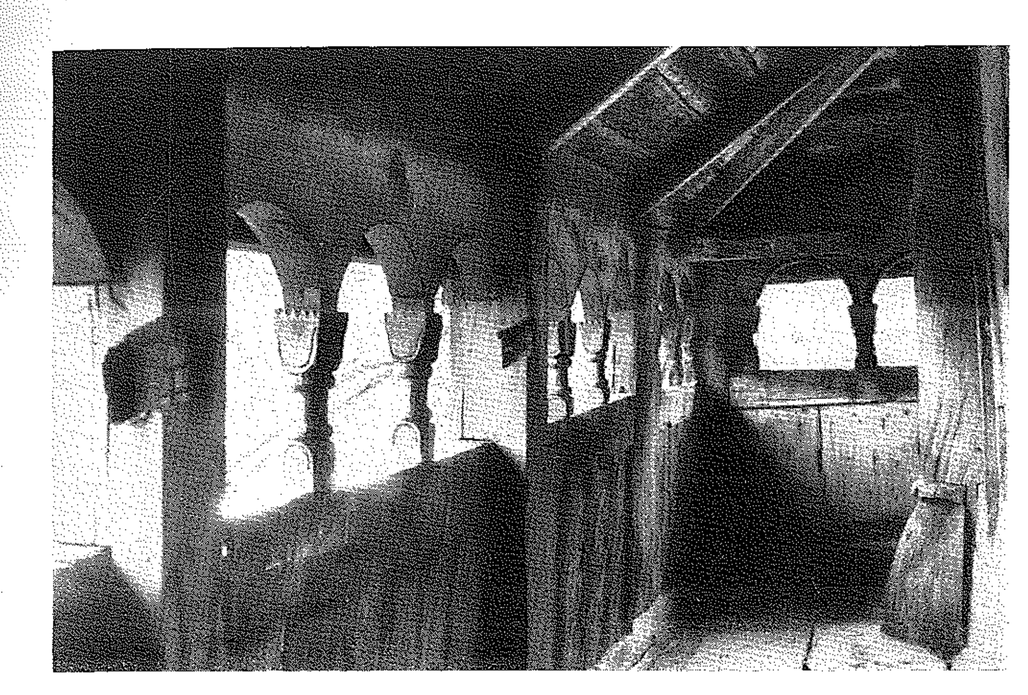


Abb. 7. Eidsborg, Svalgang

Dazu ist folgendes einzuwenden:

Es gibt eine Reihe „einschiffiger" Kirchen. Auch sie haben (Eidsborg, Abb. 8) nahezu quadratischen Grundriß, sind mit Dachreiter und Svalgang versehen, also zentral komponiert. Es ist anzunehmen, daß die ältesten Stabkirchen (11. Jh.) solche saalartige Kirchen waren (z. B. Urnes I, Åhl, Torpe I u. a.). Dann ist die Vierstützenkirche aber auch als Folge denkbar, entstanden durch Öffnung des Svalganges nach dem Kircheninnern. Der Grundriß der „einschiffigen" Kirche ist dem des mittelalterlichen Wohnhauses in Norwegen, wie es uns im Hof von Setesdalen[12]) entgegentritt, überaus verwandt. Dann wird der Dachreiter klar als Umfassung des in der Mitte des Daches befindlichen Rauchloches über dem genau in der Mitte liegenden Herd. Diese Form des Wohnraumes läßt sich in der früheren Eisenzeit im dänischen Einhause, teilweise mit vier Pfostenlöchern um den Herd, ähnlich entdecken.

Wenn sich die Stabkirchen alle aus dem Tempeltyp entwickelt haben, dann müßten die Vierstützenkirchen vom Typ der Valdreskirchen wenigstens typologisch die ältesten sein und die absolut ältere Vielmastenkirche von Borgund eine Ableitung von ihnen. Die Viermastenform ist aber räumlich viel vollkommener und die Entwicklung umgekehrt leichter denkbar.

So steckt noch alles voller Probleme. Es reicht der Raum nicht, sie alle hier auch nur aufzuzählen. Zudem will sich diese Arbeit mehr dem inneren Wesen als der äußeren Entwicklung zuwenden. Zusammenfassend sei soviel gesagt: Die Stabkirche kommt weder von Irland noch von England noch von anderswoher. Sie ist nordgermanisches Eigentum. Für ihre Entstehung scheidet die romanische Steinbasilika so gut wie völlig aus. Ihre Vorformen sind im nordgermanischen Wohnbau zu suchen. Zwischen Menschenhaus und christliches Gotteshaus schiebt sich das germanische Gotteshaus (hov) ein. Dieser Tempel ist aber wohl kein einheitlicher Typ, sondern, getrennt nach Tälern und Landschaften, ebenso vielgestaltig wie die späteren Stabkirchen. Nicht auseinander erklärbar sind diese Typen, sie gehen nebeneinander her. Ihre Unterschiede beschränken sich aber auf das konstruktive Gefüge. Im Wesen sind sie eins. Ihre stilistische Physiognomie ist die gleiche.

[12]) Bygdö bei Oslo, Norsk Folkemuseet.

Und eine letzte Frage, bevor wir auf den Stabkirchenstil näher eingehen: Boëthius hat die eisenzeitlichen Wurzeln der Stabkirchen gesucht. Sie hat dem Kunsthistoriker, der sich bis dahin allein mit den Stabkirchen befaßt hatte, auf ein Gebiet gewiesen, auf dem er nicht zu Hause ist. Dafür beginnt sich die Fachvorgeschichte für Stabkirchen zu interessieren. Man blickt auf die Ornamentik, übertreibt die Zusammenhänge mit der Schiffsbaukunst und pflegt Bücher und Vorlesungen über Völkerwanderungszeit und Wikingerkultur mit den Stabkirchen ausklingen zu lassen. Ist es nun wirklich so, daß die Stabkirchen im Grunde gar nicht „mittelalterlich“ sind, sondern „vorzeitlich?“ Das ist mehr als ein Streit um Worte. Wir wissen, die völkerwanderungszeitliche Kunst hat alle Symptome des Späten und Überreifen. Sind nun die Stabkirchen tatsächlich dieser gleichen Stilphase allerletzte Blüte und Ausprägung?

Wir werden es untersuchen.

(Schluß folgt.)

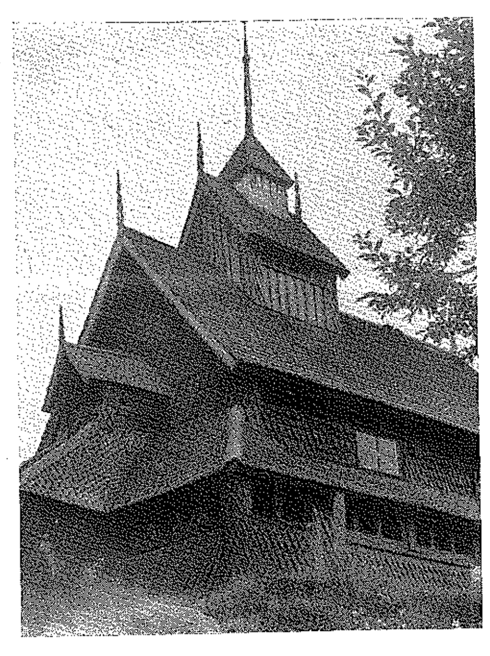


Abb. 8. Eidsborg-Kirche. Telemark

Aufnahmen des Verfassers (8)

Gesenke, ein deutscher Gebirgsname

Von Herbert Weinelt

Im Kern des Ostsudetenlandes erhebt sich das Altvatergebirge oder Hohe Gesenke mit seiner stattlichsten Erhebung, dem Altvater, in 1492 Meter Höhe. Das Niedere Gesenke weiter im Südosten hat erst von der geographischen Wissenschaft diesen Namen erhalten. Aber auch der Name des Hohen Gesenkes ist in der Volkssprache im Gebirge selbst wie auch im Vorland gänzlich unbekannt. Versucht man, bei einem Bauern zu erfahren, wie er denn die Berge nenne, so erhält man die Antwort: „das Gebirge“. Der Name Gesenke ist gänzlich unbekannt oder höchstens von den Kindern aus der Schule mitgebracht. Das ist, soweit wir die deutsche schriftliche Überlieferung zurückverfolgen können, schon immer so gewesen. Es heißt einfach „im Gebürg“; so lesen wir immer in den umfangreichen Aktenbündeln des 16. Jahrhunderts, die dem Grenzstreit zwischen dem Fürstentum Jägerndorf und der Herrschaft Freudenthal entstammen[1]). Das heißt nun allerdings nicht, daß Gesenke nicht in alter Zeit zu belegen wäre. Die erste Nachricht stammt bereits von 1348. Damals wird von Herzog Niklas von Troppau dem Hans Bruxer[2]) erlaubt, das Städtlein Gesenke wiederherzustellen und auszubauen, ferner wurde ihm die Gerichtsbarkeit übertragen: restaurare et informare civitatem seu oppidum sub castro nostro Furstenwald vulgo Gesenke nuncupatum et justicium in dicta convalle Gesenke . . .[3]). Das Städtlein unter der Landesburg Fürstenwalde wurde also gemeinhin Gesenke genannt, neben dem oppidum steht aber als gleichnamig: convallis. Es ist damit deutlich geworden, daß der Ortsname im lebendigen Sprachgebrauch aus dem Flurnamen hervorgegangen war. Der Name der Siedlung war sicher einst „/ Städtlein am / Gesenke“, ebenso wie der Name der nahen „/ Burg im / Fürstenwalde“ entstanden ist. 1405, in der Teilungsurkunde des Freudenthaler Landes, ist zweimal vom Gesenke die Rede: auch Lichtenwerden und das Gesenck mit seinen rechten, herschaften gebirgen vnd allen czugehörungen .... dy grose wise vnder dem berge czunehest dem Gesenck wert gelegen ....[4]). Wir ersehen aus diesen Nennungen zweierlei. Zuerst, daß Gesenke sich nicht recht zum Städtlein entwickeln konnte — es fehlte dazu vor allem ein ländliches Weichbild —, wird es doch in einem Zug mit dem Waldhufendorf Lichtewerden (*ze dem liehten werde = bei der lichten Insel) genannt, und dann, daß Gesenke kein Gebirgsname ist, werden doch ausdrücklich die zugehörigen „Gebirge“ erwähnt; das können nur die Berge des Altvatermassivs sein, die zu dem zu teilenden Gebiet gehörten. Den Standort des Städtleins Gesenke können wir erschließen, da uns die Trümmer der Burg Fürstenwalde bekannt sind, die über dem 1611 gegründeten Bergstädtchen Würbenthal liegen. Die Oertlichkeit läßt kaum einen anderen Schluß zu als den, das Gesenke etwa dort zu suchen, wo heute Würbenthal steht.

Die Siedlung Gesenke ist 1474 mitsamt der Landesburg Fürstenwalde von der kriegstüchtigen Schwarzen Legion des Ungarnkönigs Mathias Korvinus wie viele andere Dörfer der Nachbarschaft zerstört worden[5]) und verschwindet damit für immer aus der Geschichte. Nicht aber der Name, der wieder zum Flurnamen wird. Von 1579 ist uns eine sehr genaue und sorgsam gezeichnete Karte der Herrschaft Freudenthal erhalten[6]), auf der südlich des obersten Oppalaufes, etwa zwischen den beiden Burgen Fürstenwalde und Freudenstein, auf einer nicht bewaldeten Fläche das Wort Gesennk steht. Es ist auch die alte, aus dem Breslauer Bistumland über Zuckmantel kommende und weiter über Engelsberg und Freudenthal nach Mähren führende Straße eingezeichnet, welche die Oppa durch die brigke auff dem Geseng überquert. Auch der Hohenberg bei Würbenthal ist eingezeichnet, und es ergibt sich aus all dem, daß Gesenke damals für die Geländestufe am Hohenbergmassiv, auf der sich heute der Marktplatz von Würbenthal befindet, gemeint ist. Die alte Siedlung Gesenke stand sicher nicht unten im Oppatal, das leicht Überschwemmungen ausgesetzt war — wie denn überhaupt im oberen Oppatal selbst im Mittelalter keine Orte anglegt wurden — sondern gesicherter: eben wohl auf der günstigen Geländestufe, die Gesenke hieß, weil der Berghang sich hier senkt, das heißt, er wird gelegener, für die Anlage einer Niederlassung geeigneter. Die Bedeutung des Wortes Gesenke paßt vorzüglich für die Örtlichkeit, für die es die Karte von 1579 gebraucht. Und wir haben nicht die geringste Ursache, den Aussagewert der Karte zu bezweifeln, die sich sonst als bis ins einzelne verläßlich erweist und übrigens die ersten Belege für die Berge des Altvatermassivs, voran für den Altvater selbst, bringt. Wir müssen uns auch vor Augen halten, daß so eine Karte nur von jemandem gezeichnet werden konnte, der die Landschaft sehr genau und aus eigener Anschauung kannte. Ihr Zeugnis ist daher wichtiger als das eines aus der weiteren Umgebung stammenden Gewährsmannes.

Ein solcher ist der Breslauer Barthel Stein, der in seiner 1512 entstandenen Descriptio tocius Silesiae über die oben erwähnte alte Straße von Zuckmantel nach Freudenthal schreibt: Nam istao iter arduum Demersorium cognominatum, in Moraviam ducit, quod monticole Boëmi frequenter obsident[7]). Mit Demersorium ist offensichtlich eine Über-

[1]) Kammerburggrafenarchiv Jägerndorf, D 12/F 138 a—d.

[2]) Er stammte wohl aus Brüx in Nordwestböhmen.

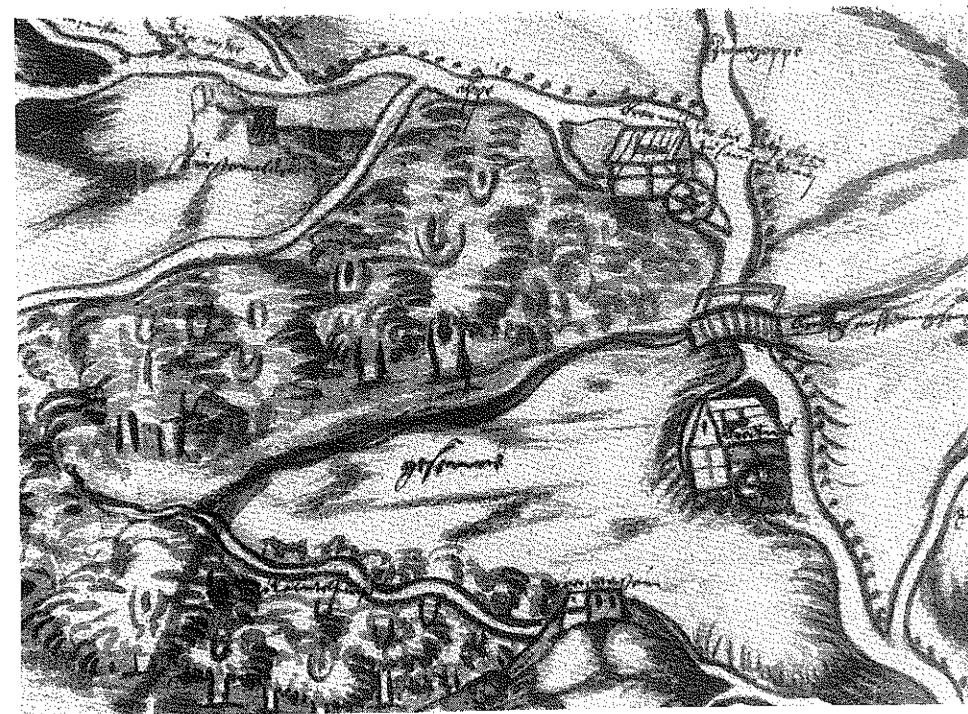
[3]) Codex diplomaticus Silesiae XX, S. 40.

[4]) Codex diplomaticus Silesiae II, S. 49.

[5]) Dazu meinen eingehenden Aufsatz „Volkskunde und Wüstungsforschung“, Zeitschrift für Volkskunde, im Druck.

[6]) Abgedruckt bei Verf., Die sudetenschlesische Herrschaft Freudenthal um 1579, Schlesisches Jahrbuch 10, 1935, S. 35 ff.

[7]) Scriptores rerum Silesiacarum XVII, Breslau 1902, S. 18.



Archivbild

Abb. 1. Das obere Oppatal im Jahre 1579 mit den beiden Burgen Fürstenwalde und Freudenstein. Auf dem „Gesenk" überschriebenen Ort liegt heute der Würbenthaler Stadtplatz

setzung des deutschen Wortes Gesenke gegeben worden. Stein nannte die Straße so, die über das Gesenke führte, und es gibt keinen triftigen Grund, zu bezweifeln, daß er damit dem Gebrauch seiner Zeitgenossen folgte. Wenn es möglich war, daß der Name des Gesenkes auf die Siedlung überging, dann ist es ebenso vorstellbar, daß der Name nach dem Wüstwerden der Siedlung, da er doch erneut zum Flurnamen geworden war, auf die vorbeiführende Straße überging. Aus der „Straße über das Gesenke" wurde einfach „Gesenke". Stein aber kennt, und das ist wichtig, Gesenke noch nicht als Gebirgsnamen.

Als solchen finden wir Gesenke zuerst auf den ältesten Landkarten. Die von Sebastian Münster zur Ptolomäus-Ausgabe von 1552 gezeichnete Karte Schlesiens[8]) bringt keinen Gebirgsnamen für das in Frage stehende Gebiet. Dafür finden wir auf der berühmten Karte von Martin Helwig 1561, die so vielen Kartenbildern der folgenden Jahrhunderte als Vorbild diente, zwischen Freudenthal und Freiwaldau, am Ursprung der Oppa über schematisch dargestellten Bergen die Beschriftung Gesenck, ohne daß freilich der genaue Geltungsbereich ersichtlich würde. Die 1579 in Antwerpen erschienene Karte von Philipp Galle schreibt Gesenck schon deutlich für das Altvatergebirge, ebenso die 1588 in Sebastian Münsters Kosmographie abgedruckte Karte des Breslauers David Wolkenstein. Auch die älteste, erst jüngst bekanntgewordene Karte Mährens von 1569, die Paulus Fabricius schuf, und die leider noch immer nicht brauchbar veröffentlicht ist, kennt Gesenck als Gebirgsnamen; aber wieder wird der Geltungsbereich nicht deutlich. M. Merian, Topographia Bohemiae, Moraviae et Silesiae, Frankfurt 1650, spricht von dem Gebürg Gesenck .. welches die Graffschaft Glatz und anstoßend Schlesien von Mähren absondert. Merian bringt das unter

[8]) Zu dieser und den folgend angeführten Karten L. Jüngst, Oberschlesien im ältesten Kartenbild, Der Oberschlesier 19, 1937, S. 512 ff.

Mähren, von wo er wohl auch den Bericht erhielt. Übrigens schreibt auch die bekannte Karte des Komenius Gesenk montes. Die Entwicklung scheint nun einigermaßen klar. Im Gebiet selbst galt Gesenke nach der Verödung des gleichnamigen Städtchens für die Stufe am Hohenbergmassiv; der Name geriet in Vergessenheit, als hier 1611 Würbenthal erstand. Inzwischen war seit mindest hundert Jahren in der Ferne die wichtige und wohlbekannte Straße zwischen Zuckmantel und Freudenthal Gesenke genannt worden. Der Name mag dann auf die Paßhöhe und von dort auf die umliegenden Berge übergegangen sein. Bald wurde er für das gesamte Altvatermassiv verwendet, und zu Merians Zeiten galt er bereits auch für den Glatzer Schneeberg und seine Umgebung. An Ort und Stelle aber verklang der Name.

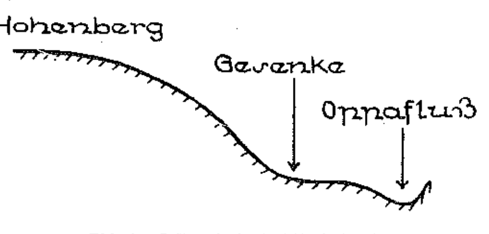


Abb. 2. Südwest-Nordostschnitt durch das Gelände

Nun ist aber schon auf der Ptolemäischen Weltkarte ein in der Richtung der Sudeten streichender Gebirgszug Askiburgion oros eingezeichnet, der allem Anschein nach auch auf das Altvatergebirge zu beziehen ist. Askiburgion oros bedeutet Eschengebirge, das Wort ist germanisch. Dieselbe Bedeutung hat die bei den Tschechen übliche Bezeichnung für das Altvatergebirge, Jeseníky. Die Annahme, das slawische Wort sei eine Lehensübersetzung des germanischen, hat viel für sich. Auch sachlich ergeben sich gegen die Erklärung „Eschengebirge" keine Einwände, da das Gebirgsvorland in frühgeschichtlicher Zeit wahrscheinlich reichen Eschenbestand hatte. Heißt doch auch ein vom Altvatergebirge nach Süden zur March ziehender Bach Oskawa; dieser Name setzt eine germanische *Askaha „Eschenasche" voraus. Nun soll allerdings das deutsche Gesenk nichts anderes sein als eine Umformung des tschechischen Jeseníky. Die in Mähren oder Schlesien eingerückten Slawen hätten also, was durchaus glaubhaft ist, von den im Lande verbliebenen Germanenresten Askiburgion oros gehört und sie hätten den Namen verstehen gelernt und als Jeseníky verwendet. Die im Zug der deutschen Rücksiedlung seit der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts ins Land gekommenen Deutschen hätten Jeseníky übernommen, das im lebendigen Sprachgebrauch dann zu Gesenke umgeformt worden wäre[9]). Das Gebirge und sein engeres Vorland haben nie einen slawischen Siedler gesehen, der Name müßte demnach in der weiteren Umgebung, in der Ebene weitergegeben worden sein, und zwar für das Gebirge. Dem widerspricht aber vollständig der älteste Gebrauch von Gesenke im Gebiet selbst. 1348 führte eben ein Tal im Gebirge den Flurnamen Gesenke, der vortrefflich zum Gelände paßt und dessen deutscher Ursprung nicht gut bezweifelt werden kann[10]). Der Gleichklang von Jeseníky und Gesenke ist demnach nur ein Zufall.

Wenn Gesenke wirklich von Jeseníky stammen würde, dann müßte der tschechische Name doch in älterer Zeit im Gebiet selbst zu belegen sein, besonders im ausgehenden Mittelalter und in der frühen Neuzeit, als die Fürsten von Troppau und Jägerndorf mit Vorliebe tschechische Urkunden ausfertigten, da auch die Troppauer Landtafel tschechisch geführt wurde. Gelegenheit dafür wäre mehrmals gewesen. Wir finden aber weder hier noch anderswo einen Beleg für Jeseníky. Das erstemal lesen wir davon eigentümlicherweise in Merians Topographie (1650): Gebürg Gesenck, so die Böhmen Gesenick nennen (G = ist J = zu lesen).

Fraglich ist es, ob eine frühe Nennung in einer nordischen Quelle, die zudem für die Frage des Verhältnisses Jeseníky/Gesenke belanglos ist, wirklich hierher gehört. In der Hervarar-

[9]) R. Much, Ἀσκιβούργιον ὄρος, Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 33, 1889, S. 1 ff.

[10]) E. Schwarz, Germanisches Erbe im böhmisch-mährischen Raum im Spiegel der Sprachwissenschaft, Germanen-Erbe 4, 1939, S. 260, hat sich dieser Meinung angeschlossen.

saga ist ein älteres Heldenlied erhalten, das vom Kampf zwischen Goten und Hunnen handelt, in dem die ersteren siegreich bleiben. Dabei wird neben anderen Örtlichkeiten, von denen die Weichsel besonders zu nennen ist, auch ein Jassarfjoll erwähnt[11]); der Name zeigt einen Anklang an Jeseníky (altslawisch jasenu „Esche"). Die Festlegung der in dem Stück genannten Orte ist aber noch nicht entschieden.

Es ist eine schon ganz landläufige Ansicht geworden, daß Gesenke eine Umbildung von Jeseníky ist, sie findet sich in unzähligen Büchern und Aufsätzen, ohne daß je der Frage genauer nachgegangen worden wäre; bereits 1937 aber hatte ich in größerem Rahmen die wichtigsten Gründe gegen die herkömmliche Meinung vorgelegt[12]).

❖

Nachtrag. Die uralte Rottstraße, die von München nach Augsburg über die Alpenpässe nach Bozen und nach Italien hinein führt, hat bei Mittenwald eine Stelle, die das „Gesteig" heißt; hier beginnt der Anstieg in das Alpengelände. Mir scheint, daß in dem Worte „Gesteig" eine durchaus parallele Namensbildung zu „Gesenke" vorliegt, und auch die Begründung durch die Geländeverhältnisse ist eine ganz entsprechende.

Plassmann.

„Vandalismus" und „Vandalen"

Von Erich Biehahn

Es ist bekannt, daß das Wort „Vandalismus" in der französischen Revolution geprägt worden ist, und zwar durch den Bischof von Blois, Grégoire, der es erstmalig in einer Konventsrede gebrauchte. Das darf aber nicht so verstanden werden, als ob dem Namen der Vandalen erst damals jener Makel aufgedrückt worden wäre, der ihn heute noch anrüchig macht; denn der Gebrauch des Namens in der Bedeutung „Mordbrenner", „zerstörungswütiger Barbar", ist bereits älterer Herkunft und schon im Zeitalter der Aufklärung zu belegen. In der Literatur dieser Epoche tritt ganz allgemein eine entschiedene Mißachtung des alten Germanentums zutage — als Folge der erhöhten Wertschätzung der antiken Kultur, deren Untergang nach damaliger Auffassung lediglich durch den Einbruch der „Barbaren" verursacht worden wäre. Die Vandalen im besonderen galten als die eigentlichen Zerstörer der Stadt Rom und sollten, nach den Berichten der Alten, bei deren Eroberung Kirchen geschändet und Kunstwerke in Menge vernichtet haben — Anschuldigungen, die heute übrigens als widerlegt gelten können.

So verwendet Voltaire, der erfolgreichste Vorkämpfer der Aufklärung, den Namen der Vandalen bereits gewohnheitsmäßig in beschimpfendem Sinne. Vor allem sind es nach seiner Entzweiung mit Friedrich dem Großen die Preußen, die er häufig schlechtweg Vandalen nennt. So schreibt er z. B. am 13. 9. 1756 an D'Argental: „Da ja die Franzosen die Engländer geschlagen haben, werden sie auch die Vandalen zu Paaren treiben können." Am 28. 6. 1757 bietet er dem Marschall Richelieu eine Kriegsmaschine an mit der Bemerkung: „Ich glaube, das ist das einzige Mittel gegen die siegreichen Vandalen." Und in einem anderen Briefe an den Marschall (vom 3. 1. 1757) fällt sogar das Wort von einer „vandalischen Flintenkugel"! Auch Friedrich Wilhelm I. nennt er in seinen Potsdamer „Mémoires" einen Vandalen.

---

11) Vgl. R. Much, Der germanische Osten in der Heldensage, Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 57, 1920, S. 127. Dazu jetzt H. Jänichen, Die Wikinger im Weichsel- und Odergebiet, Leipzig 1938, S. 12 f.

12) Verf., Die Flurnamen des Bezirkes Freudenthal (Sudetendeutsches Flurnamenbuch, hgg. v. E. Schwarz, Heft 2), Reichenberg 1937, S. 58 ff.

Ebenso finden sich in der gleichzeitigen englischen Literatur Beispiele dieses Gebrauchs, wovon hier nur eines der bemerkenswertesten angeführt sei: als nämlich 1772 der dänische Staatsgerichtshof im Zusammenhange mit dem Struenseeprozeß die Königin Mathilde zu lebenslänglicher Verbannung verurteilen wollte, bezeichneten die „Juniusbriefe" die Dänen als „nordische Vandalen".

Es ist bekannt, daß auch in der deutschen Literatur und Presse die Vandalen häufig genug in gleich unrühmlicher Weise berufen worden sind. Und doch hatte schon die vaterländisch empfindende Jugend, die die Erhebung von 1813 vorbereitete, in ihrer Art dagegen Protest erhoben. An der eben gegründeten Universität Berlin tat sich nämlich im Jahre 1810 eine Landsmannschaft der Mecklenburger auf, die sich „Vandalia" benannte. Die Wahl dieses Namens hat eine kleine Vorgeschichte, die Carl Euler in seiner Jahn-Biographie (1881) erzählt: bei einer Paukerei, bei welcher der Gründer der „Vandalia" sekundierte, fiel das Wort: „Der Kerl blutet ja wie ein Vandal." Das wurde als Ehrenname genommen und gab den Anlaß, die neue Verbindung so zu benennen.

Es sei hinzugefügt, daß die ältere gelehrte Literatur den Namen dieses germanischen Stammes noch in einer anderen Verwendung kennt, die zwar minder anrüchig, dafür aber durchaus irrtümlich ist, nämlich als lateinische Bezeichnung der Wenden. So finden sich z. B. in den (französisch geschriebenen) Tagebüchern Henri de Catts, des Vorlesers Friedrichs des Großen, unvermutet einige Bemerkungen über die Sitten der „Vandales", und erst die Feststellung, daß diese Aufzeichnungen aus einem Lausitzer Quartier stammen, macht erkennbar, von wem hier die Rede ist.

Dieser falsche Gebrauch des Namens wird bereits durch den anonymen Verfasser des „Schlesischen Historischen Labyrinths" (Breslau 1737) gerügt. Er sagt: „Es ist kaum zu begreifen, daß der Name Vandali in lateinischer Titulatur vor Wenden schon gleichsam naturalisieret und in Stylo curiae üblich gemacht worden. Die mecklenburgischen Herzöge schreiben sich zu latein Duces Vandalorum, und die schwedischen Könige heißen auf ihren Münzen in latein: Suecorum, Gothorum Vandalorumque reges, welches doch ganz falsch ist und nicht Vandalorum, sondern Venedorum heißen sollte."

Es besteht somit die Möglichkeit, daß Voltaire, wenn er mit Vorliebe die Preußen als „Vandalen" bezeichnete, ein boshaftes Spiel mit dem doppeldeutigen Namen trieb; denn die ehemals von Wenden bewohnten Gebiete gehörten in der Tat zum größten Teile zur preußischen Monarchie. Aber der unbefangene Leser konnte und sollte natürlich nur an die „Barbaren" der Völkerwanderung denken.

Zum Schluß sei noch daran erinnert, daß kein Geringerer als Nietzsche das verrufene Barbarentum der Vandalen in eine ganz andere Beleuchtung gerückt und gerade auf sie als die Repräsentanten einer hochgemuten und vornehmen Rasse hingewiesen hat. In der „Genealogie der Moral" schreibt er nämlich: „Die vornehmen Rassen sind es, welche den Begriff „Barbar" auf all den Spuren hinterlassen haben, wo sie gegangen sind . . . Diese Kühnheit, toll, absurd, plötzlich, wie sie sich äußert, das Unberechenbare, das Unwahrscheinliche selbst ihrer Unternehmungen, ihre Gleichgültigkeit und Verachtung gegen Sicherheit, Leib, Leben, Behagen, ihre entsetzliche Heiterkeit und Tiefe der Lust in allem Zerstören, in allen Wollüsten des Siegs und der Grausamkeit — alles faßte sich für die, welche daran litten, in das Bild des „Barbaren", des „bösen Feindes", etwa des „Goten", des „Vandalen" zusammen."

Nichts kann untergehen, nichts vernichtet werden, oder Gott müßte sich selbst vernichten; aber alles Zusammengesetzte wird aufgelöst, alles, was Ort und Zeit ausmißt, wandert.

Herder.

Aus Danzigs musikalischer Vergangenheit

Von Hans Joachim Moser

In diesen Tagen, da die stolze Hansaveste an der Weichselmündung zum weltgeschichtlichen Brennpunkt geworden ist, darf auch nach ihren kulturellen Leistungen in alter Zeit gefragt werden; zumal die Musikgeschichte vermag zu der Behauptung der Polen, Danzig sei eine polnische Stadt gewesen, schlagende Kommentare zu geben.

Mindestens seit dem 13. Jahrhundert hat die Stadt nachweislich die Musik als höhere Kunst gepflegt: wenn der Hochmeister des Deutschen Ordens hier einkehrte, so verzeichnet sein Treßlerbuch Gaben an die Chorschüler, die die Festmesse mit Gesang ausschmückten und ihm auch sonst aufwarteten. Seit dem 15. Jahrhundert sind mancherlei Orgelwerke nachweisbar, und die große Marienkirchenorgel, die 1508—10 entstand, baute der bekannte Meister Blasius Lehmann aus Bautzen (nicht Lyemann, wie Herm. Rauschning 1931 in seiner Musikgeschichte Danzigs schrieb). Der erste, der das große Werk künstlerisch verwaltete, war Antonius von Lübeck, dann Ulrich Hukser, Hans Gast, Andreas Zoband, Martin Rüdiger, Heinrich Rabe, Georg Maus. Ebenso kraß „polnisch“ (!) klingen die Namen des ersten Johannisorganisten Dominicus Hartmann aus Frauenburg, der Johanniskantoren Jak. Tomsson und Albrecht Grube, der Marienkantoren Andreas Pregel von Saalfeld und Lamprecht Strauß (dieser zwischen 1540 und 1554). Schon früh meldet sich im deutschen Nordosten das Bestreben, mehr als sonst in deutschen Landen dem Gottesdienst noch besondere instrumentale Auszierung zu gönnen: wie im 14. Jahrhundert der Hochmeister einen Fiedler belohnen läßt, der auf der Marienburg „under der Messe“ gespielt, so stellte man 1510 in Danzig den Lautenmeister Peter Montag an, das Ave Maria nicht nur vor dem Hohen Altar der Marienkirche, sondern auch vor dem Marienbilde des Artushofs zu spielen — ein Zug deutscher Frömmigkeit, man könnte auch sagen: ein letzter Rest ritterlichen Dienstes im Zeichen geistlichen Minnesangs. Oder man sehe die Namen der vier ältesten Danziger Ratsspielleute zu Anfang des Reformationsjahrhunderts: die Pfeifer Heinrich Heil, Wolfgang Bottner, Hans Hirsacker und Adam Koning — sind das wohl Slawen gewesen?! Oder man frage die Rolle der Danziger Spielleutezunft nach den Aelderleuten von 1552; sie heißen: Hieronymus Knyfel, Kaspar Havemann, Georg Preuße und Hans Schmidt — für die Warschauer Kulturklitterung ein hoffnungsloser Fall.

Anno 1560 entstand ein Kirchenkapellmeisteramt (wie in Nürnberg, Augsburg, Ulm) an der Ratskapelle zu Sankt Marien, das durch die stolze Reihe seiner Inhaber so recht den mäzenatischen Ehrgeiz des Danziger Patriziertums spiegelt, entsprechend der Kulturhöhe und dem Reichtum dieser deutschen Außenbastion etwas Besonderes für die Tonkunst zu leisten; war doch ein Merkspruch damals in ganz Deutschland im Schwange: „Cadente Musica cadit Res publica“ — zu deutsch etwa: „Wo die Musikpflege vernachlässigt wird, sinkt das ganze öffentliche Wesen ab“. Als frühester Inhaber des Amts ist ein Franciscus de Rivulo verbürgt; seine Herkunft ist unbekannt, hinter dem latinisierten Namen ist aber am ehesten — dem damaligen Gesamtstand der deutschen Musikneigungen entsprechend — ein Niederländer Frans van der Gracht zu vermuten, der übrigens die Danziger Marktrufe quotlibetisch verwertet hat. Unter ihm diente noch ein vlämischer Kirchensänger, und die Haupthandschrift mit geistlichen Tonsätzen von ihm nennt die Niederländer Willaert, Lassus und Arcadelt.

Auch der nächste namhafte Inhaber des Amts, Johann Wanning, ist Niederländer gewesen: er stammte aus Kampen in der Provinz Overyssel. Hier bestätigt sich der nahe Zusammenhang zwischen Danzig und Holland, der ja so vielfach von der Danziger Fenster-Architektur bis zu den Likörrezepten im „Lachs“ zu verfolgen ist — eine alte Kulturwanderstraße über Lübeck am Rand der germanischen Meere entlang. Wanning, der über dreißig

Jahre lang, bis zu seinem 1603 erfolgten Hintritt, dem Danziger Rat diente, hat im Druck drei ansehnliche lateinische Motettensammlungen hinterlassen, die ich in meinem Buch „Die mehrstimmige Vertonung des Evangeliums“ (Breitkopf u. Härtel 1931) als völlig in deutsch-protestantischem Zusammenhang stehend geschildert habe. Diese fünf- bis achtstimmigen Sätze sprechen nicht nur für die Meisterschaft ihres Urhebers, sondern spiegeln vor allem auch einen glänzenden Stand des damaligen Danziger Chorwesens.

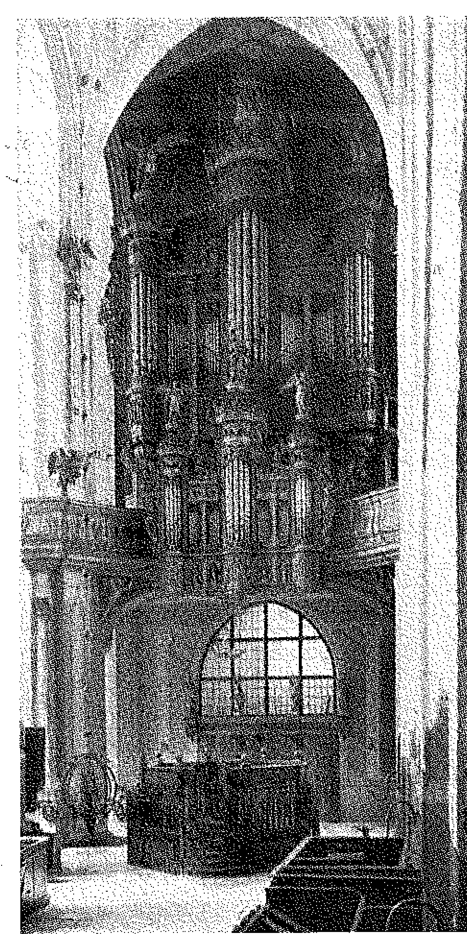


Abb. 1. Marienkirche in Danzig
Große Orgel

1586 ließen die Stadtväter die Marienorgel durch Julius Anton Friese neu bauen, und es entstand mit zunächst 56 Registern in drei Klaviaturen, die später noch vermehrt wurden, ein Werk, das selbst die berühmten Münster-Orgeln von Straßburg und Ulm an Umfang und Wert übertraf. Cajus Schmidtlein (Schmedeke) aus Hamburg, auch als Ditmarsche bezeichnet, übernahm das Probespiel und erhielt das Werk dauernd unter die Hände. Von seiner Hand stammt zugleich die wichtigste Altdanziger Orgelnotenhandschrift. Ein blinder Organist, Jakob Schmidt, wurde bald darauf in Danzig deshalb bewundert, weil er sich eine kunstvoll in Wachs angefertigte Tabulatur beschafft hatte, von der er die Noten mit den Fingern abtastete — das wohl früheste Beispiel einer Blindennotenschrift.

Ein kurzes Gastspiel als Danziger Marienkapellmeister gab der damals berühmte Komponist Nikolaus Zange (Zangius), wohl aus der Gegend von Frankfurt a. O. stammend, den man an vielen Höfen zwischen Köln und Wien trifft, bis er schließlich als Berliner Hofkapellmeister seine letzte nachweisliche Funktion ausübte. National lehrreich sind die um 1600 geführten Musikkorrespondenzen des Rats mit auswärtigen Komponisten: einem einzigen Johannes Polonus (der aber immer auch „Pohl“ geheißen haben kann), stehen gegenüber der Österreicher Johs. Celscher, Conr. Hagius aus Rinteln, Mathias Grosch aus Hohenstein, Val. Haußmann aus Gerbstedt, Michael Prätorius aus Wolfenbüttel, Barth. Rothmann aus Elbing, Joh. Sommer aus Gottdorf, ein Italiener Borlasca, Joh. Godelus aus Schwarzburg und noch ein paar kleine, aber auch sie sämtlich Deutsche. Jetzt endlich wurde auch ein gebürtiger Danziger als Tonsetzer gebührend beachtet: der Lehrer an der Marienschule Gregor Schnitzke. Es fanden sich zu ihm zwei nicht unbedeutende Kollegen: als Marienkapellmeister der zuvor in der Warschauer Hofkapelle tätig gewesene Pommer Andreas Hackenberger, der nebenher auch den Herren des Artushof mit lustigen deutschen Madrigalen aufwartete, und als Gymnasialkantor Kaspar Förster der Ältere.

An weltlichen Musikern besaß man damals eine „Hofpfeifer- und Hoffiedlerbande" neben den Türmergesellen; auch vom Meistergesang in Danzig sind wenigstens Spuren auf uns gekommen.

Im siebzehnten Jahrhundert, als an die Stelle der Motettenpolyphonie der konzertierend-monodische Stil trat, wurde der gebürtige Danziger Paul Siefert der bedeutendste Musiker der Stadt. Bei dem „deutschen Organistenmacher" Jan Pieterszon Sweelingk in Amsterdam wurde der 1586 Geborene auf Kosten des Danziger Rats ausgebildet und 1611 dem altersschwachen Cajus Schmidtlein als Gehilfe beigegeben, um ihn bald im Amt des Marienorganisten zu beerben. Daß er durch schulgerechte deutsche Motettensetzung der reformierten Psalmweisen endlich dem hier immer noch herrschenden lateinischen Kirchengesang ein Ende machte, darf ihm als vaterländisches Verdienst angerechnet werden. Obendrein habe ich vor Jahren erstmals seine virtuosen Orgelwerke aus der Tabulatur der Wiener Minoriten und einer solchen der Grafen Lynar in Lübben ans Licht ziehen können — Stücke, die ihn als Gleichwertigen zwischen seine deutschen Mitschüler Jakob Prätorius (Hamburg), Samuel Scheidt (Halle), Melchior Schildt (Hannover), Hinrich Scheidemann (Hamburg) usw. stellen. Da Siefert ein streitsüchtiges Gemüt war, verdarb er es zunächst mit den Kirchenvätern und ging nach Königsberg, wo er heiratete; da er sich auch hier mit der Gemeinde überwarf, trat er in die Warschauer Kapelle ein, besuchte dann den Hof zu Prag, siegte aber nach dem Tod des Marienorganisten Michel Weyda über den Hallischen Mitbewerber Gottfried Scheidt und erhielt das Danziger Amt 1623. Auch jetzt wurden die Klagen über sein Hadern und seinen Eigensinn nicht still, wenngleich auch die andern Danziger Organisten nicht eben friedlichen Sinnes gewesen sind, so daß ihr Rädelsführer Dirk von Zwolle deswegen sogar ins Gefängnis mußte. Schließlich wurde Siefert durch den gleichnamigen Neffen des Kantors Förster nachts auf der Jopengasse überfallen, und der Kantor hetzte seinen Verwandten, den Warschauer Hofkapellmeister Marco Scacchi aus Rom, zu einer Streitschrift, einem dicken Folianten (!) gegen den Tonsetzer Siefert als angeblichen Pfuscher auf. Siefert antwortete mit einer Gegenschrift (1645), die ganze polnische Hofkapelle tobte in Gutachten gegen den deutschen Musikus, schließlich wurde der größte deutsche Musiker des Zeitalters, Heinrich Schütz in Dresden, als Schiedsmann angerufen; ich habe schon in meiner Schützbiographie (Bärenreiterverlag 1936) bedauert, daß Schütz, wenn auch mit diplomatischen Vorbehalten, dem Römer mehr Recht gegeben hat als dem Danziger, da er sich anscheinend in einer aus seiner Jugend stammenden Italienschwärmerei mehr zu Scacchis römischer Theorie als zu Sieferts deutscher handfester Praxis gehalten hat. Er sollte schließlich um so mehr Unrecht behalten, als Scacchis großspurig versprochenes Lehrbuch des reinen Satzes nie erschienen zu sein scheint.

Wieder leistete sich Danzig berühmte Instrumentalvirtuosen, so den Londoner Gambisten Valentin Flood, der hier 1636 starb, und den Modeneser Geigenkünstler Carlo Farina, dessen Capricci noch heut angestaunt werden. Selbst an Nebenkirchen berief man Kapazitäten, so an St. Johann einen Frobergerschüler Ewald Hintz, neben dem der Danziger Neunaber die zweite Orgel versah.

In der zweiten Hälfte des Barockjahrhunderts fand sich in Danzig eine ganze Liederschule zusammen, genauer eine der deutschen geistlichen Arie, nicht zuletzt angeregt durch die Danziger Aufenthalte von Martin Opitz (der hier starb), von Georg Neumark, Gryphius und Hoffmannswaldau: um den Katharinenpastor Albinus als Dichter der Texte scharten sich der Kantor Christoph Werner (Bruder eines Schützschen Vorzugsschülers), dessen Amtsnachfolger Crato Büttner, Johann Weichmann, Thomas Strutz, Martin Colerus (Kohler), Balthasar Erben, Georg Weber, fast alles geborene Danziger, die z. T. recht reizvolle musikalische Kunstlyrik vor sich gebracht haben, eine Literatur, die wesentlich unter dem Einfluß von Schütz und Schein stand und z. T. bis nach Lüneburg hin innerdeutsches Echo geweckt hat. Der Bedeutendste unter ihnen wurde Kaspar Förster, der Sohn, der in



Archivbilder (2)

Abb. 2. Paul Siefert, Organist an der Marienkirche

Italien studiert hatte; mit seinen Trisonaten „im Stile fantastico" und seinen an das Oratorium grenzenden dramatischen Kirchenkonzerten hat er, allerdings später von Kopenhagen aus, noch die Hamburger Musiker um die Wende des 18. Jahrhunderts, voran Mattheson, gefesselt. Er starb 1673 in Oliva. Und nicht geringer ist ein anderer geborener Danziger zu bewerten, Christof Bernhard (1627—92), der als Schüler von Schütz in Dresden und von Carissimi in Rom zum Mitbegründer des berühmten Hamburger Collegium musicum wurde und nachmals als kursächsischer Hofkapellmeister Kantaten schrieb, die heute die „Denkmäler deutscher Tonkunst" zieren. Auch der Begründer der Lübecker Geigerschule, Nathanael Schnittelbach, ist der Sohn eines Danziger Organisten Hans Schnittelbach gewesen. Andererseits stand der berühmteste deutsche Lautenist der Zeit, der Schlesier Esaias Reusner, jahrelang in Danziger Diensten.

Sehr bezeichnend für die Stellung, die die Danziger Musiker gegenüber der slawischen Musikübung einnahmen, ist eine auf der Danziger Stadtbibliothek erhaltene humoristische Suite für Streichquintett mit Continuo, die man wieder neu herausgeben sollte, 1689 von dem Danziger Kapellmeister Johann Valentin Meder komponiert, um die fahrigen Stegreifmanieren der polackischen Fiedler zu verspotten: „Der polnische Pracher, mit seiner aus einem alten babilonischen Weidenstock zugehauenen, mit verschiedenen ausgedörrten Aalshäuten geflickten, mit dritthalb Paar verrosten Eisernen Saiten bezogenen und mit einem an einem alten Fingerhut hengenden FederKiel gespielten Pandur nebst seinem erbärmlich schön singenden Diskantisten Pachole".

Dieser Meder ragte zwischen den auch schon fesselnden Kantatenmeistern Barth. Erben, Th. Strutz und Crato Büttner als scharf geprägte Persönlichkeit empor. Er war von Wasungen an der Werra über Bremen, Kopenhagen, Reval und Riga 1686 nach Danzig gelangt, also schon ein weitgereister Mann, als er hier die führende Kirchenkapellmeisterstelle antrat. Er schrieb pompöse und (nach damaliger Schau) hochmoderne „oratorische" Kantaten recht bunten Stils. Vor allem aber schuf er — nach Hamburger Vorbild — zwei frühdeutsche Opernpartituren für Danzig, deren Verlust sehr zu bedauern ist. Die erste war (nach Strungks Vorbild) ein „Nero", die andere eine „Coelia" (1699). Hatte er sich mit ihnen aus wirtschaftlichen Schwierigkeiten retten wollen, so rissen sie ihn durch das mangelnde Mitgehen des Publikums doppelt in solche hinein, so daß er die Stadt schuldenhalber fluchtartig verlassen mußte. Auch hier zeigt sich wie an manchem Ort, daß die Zeit für ein deutsches Musikdrama damals noch nicht reif war. Über das Königsberger Domkantorat kehrte Meder nach Riga zurück, wo er 1719 gestorben ist.

Die Danziger Musik des 18. Jahrhunderts ist nicht mehr so bedeutend wie die des 17. Jahrhunderts gewesen; der Kapellmeister der Marienkirche, Freißlich, ein Thüringer, der fleißig Passionsmusiken schrieb, und der Johannisorganist Daniel Magnus Gronau, dessen Tastenkompositionen zum Teil in unserer Zeit neu gedruckt worden sind, konnten den Niedergang der Kirchenmusik im Zeitalter der Aufklärung nicht verhindern. Statt dessen stieg die weltliche Gesellschaftsmusik erheblich empor. Das Dilettantenkonzert, gegründet von dem Organisten Du Grain (1740) und gefördert vom Kapellmeister Löhlein, wurde Mittelpunkt der Musikpflege, wo man auch gern durchreisende fremde Virtuosen begrüßte und bewunderte. Die anonyme Schmähschrift eines gewissen Hingelberg (1785) über Danziger Musik und Musiker, auf die ich schon 1911 in der Danziger Zeitung hinwies, ist da eine ebenso ergiebige wie anschauliche Quelle. Man besaß schließlich mindestens fünferlei private Liebhaberzirkel mit kaum vorstellbarem Musikverbrauch.

Aus dem vorigen Saeculum sei noch der Marienorganist Fr. W. Markull (1816—1887) genannt, der Elbinger Gegend entstammend, der in Opern den Einfluß Webers und Mendelssohns zeigt, mit Oratorien aber die tätige Aufmerksamkeit Spohrs in Kassel zu erringen vermochte; und nicht geringere Beachtung darf der aus Potsdam stammende Freund Nietzsches und Hugo Riemanns, Carl Fuchs (1838—1922) verlangen, der in der Geburtsstadt Schopenhauers seit 1879, erst als Leiter der Singakademie, dann als Organist, Klavierlehrer, vor allem aber als geschliffener Kritiker und geistreicher Musikästhetiker, auch scharfsinniger Choralbuchbearbeiter, Aufsehen erregte. Über das heutige Danzig als Musikstadt zu sprechen, würde den Rahmen des Themas sprengen.

Überschauen wir zusammenfassend das Gesagte, so darf es, volkspolitisch auf die knappste Formel zusammengedrängt, etwa so ausgedrückt werden: in den Jahrhunderten der deutschen Ostkolonisation ist das aufstrebende Danzig auch musikalisch ein Vorposten gewesen, auf dem man Talente aus dem näheren oder ferneren Altreich freudig und opferwillig an allen irgend besetzbaren Stellen einbaute. Als Danzig im 17. Jahrhundert auf die Höhe seiner Machtentfaltung gelangte, war die Stadt auch kulturell reich genug, um eine Fülle bodenständiger

Musikkräfte nicht nur in den eigenen Mauern sich auswirken zu lassen, sondern solche zugleich an das Reich zurückzugeben. Verbindungen mit Polen wurden zwar nicht völlig vermieden, doch war das deutsche Danzig darin völlig der gebende Teil. Kamen hie und da einmal polnische Musiker in die Stadt, so blieben sie durchweg in subalternen Stellungen. Aber auch aufs Ganze gesehen, stellt der polnische Anteil am Danziger Musikleben nicht einmal einen Hundertteil dar. Danzig, die Stadt der verträumten Beischläge in der Jopengasse, der Eichendorff eines seiner schönsten Gedichte und Hans Pfitzner die bedeutendste Vertonung desselben geweiht hat, Danzig ist auch musikgeschichtlich allezeit ein Herzstück an Deutschheit gewesen. Und soll es auf immerdar bleiben.

Nordisches im armenischen Sagengut

Von Karl Roth

Über das armenische Volk, seine Herkunft und ethnische Zugehörigkeit herrschen im allgemeinen noch recht unklare Anschauungen. Um kurz zu sein, auch die Armenier sind der nordischen Rasse entstammt und gehören jenen ostindogermanischen Satemvölkern an, die sich dann später süd- und ostwärts ausdehnten. Ihre Ursitze müssen in den östlichen Ostseegegenden gelegen haben. Denn die armenische Sprache weist Verwandtschaft mit dem Slawisch-Litauischen auf, steht zwischen diesem und dem Albanesischen, aber ebenso auch mit dem Griechischen. Denn auch die Griechen saßen vor ihrer Südwanderung in vorgeschichtlicher Zeit in diesen Gegenden. Später berührten sie sich auch auf thrakischem Boden. Diese Urarmenier gehörten der großen thrako-phrygischen Völkerkette an, die jedenfalls einem Drucke anderer indogermanischer Völker weichend sich südwärts wendete und auf der Balkanhalbinsel ihre endgültigen Wohnsitze fand. Von hier aus sendete dieser große Völkerkomplex seinen Überschuß an Menschen nicht nur westwärts bis nach Spanien, sondern vorzüglich auch schon in den letzten Jahrhunderten des zweiten vorchristlichen Jahrtausends ostwärts auf kleinasiatischen Boden. Mit phrygischen Stämmen kamen dorthin, wie uns das Herodot bezeugt, auch die Armenier, die im Laufe der Zeit das mittlere Vorderasien und dessen östliche Gebiete besetzten. Dort saß aber schon eine andersrassige Bevölkerung, mit der sich allmählich diese nordischen Einwanderer mischten, die ihre Sprache beeinflußte und vor allem auch ihre ganz besonderen somatischen Merkmale aufdrückte, die heute noch zum Charakteristikum eines großen Teiles des armenischen Volkes gehören, die dunkle Haut- und Augenfarbe, das schwarze Haar und die bei manchen mächtig vorspringende Nase. Übrigens nennen sich die Armenier selbst nicht so, sondern „Hai" und ihr Land „Hajastan". Der Name „Armenier" ist erst ein in der persischen Achämenidenzeit auf dieses Volk übertragener Name, den dann die Griechen in die Literatur einführten.

Trotz dieser fremdrassigen Beeinflussungen hat sich aber doch auch hier noch häufig der nordische Typ erhalten. Man sieht noch vielfach Leute von hohem Wuchs, blondem Haar und blonden Augen. Einer der bedeutendsten Kaiser auf dem Thron des glänzenden Byzanz, Johannes Tzimiskes, der armenischer Herkunft war, war wegen seiner blonden Haare und blauen Augen der bewunderte Liebling der hohen byzantinischen Damenwelt. In vielen armenischen Volksliedern gilt dem Freier die blonde Geliebte als Schönheitsideal mit ihren „himmelblauen, meergleichen Augen", mit dem hellen Gesicht, das „der im Morgentau sich spiegelnden Sonne gleicht". Im nordisch- blonden, blauäugigen Typ erscheinen auch die Wasserjungfrauen, die Paris und Javerschaharsunkh. Sie kommen aus dem Flusse, setzen sich auf Felsen und kämmen, wie unsere Loreley, ihr langes, blondes oder rotes Lockenhaar, das bis zu den Füßen reicht, und ihre großen himmelblauen Augen glänzen wie Sonnen.

Das alte nordische Ideal ist also auch in der Umwelt einer dunkleren Menschenrasse noch nicht vergessen.

Und so stammen auch alle Sagen, von denen uns der im siebenten oder achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebende armenische Historiker Moses Chorenatzi einige Reste hinterlassen hat, die im Munde der Volkssänger weiterlebten, noch aus den alten Tagen, da armenische Wohnsitze einst noch im fernen Norden lagen und das armenische Volk noch in Berührung mit anderen indogermanischen Stämmen stand. Kein Wunder, wenn wir da gleiche und ähnliche Themen finden wie in unserer nordisch-germanischen Sagenwelt. Da ist uns durch den oben erwähnten Moses ein Bruchstück ältester armenischer Volksdichtung erhalten, das „Vahagnlied", das die Geburt des Vahagn erzählt, eines echt armenischen, nicht etwa entlehnten Gottes, an dem deshalb das armenische Volk zäh festhielt und noch im siebenten und achten Jahrhundert, als das Christentum schon Jahrhunderte bestand, dieses Vahagnlied sang:

Es kreiste der Himmel, es kreiste die Erde,
Es kreiste auch das purpurne Meer.
Geburtswehen im Meer hielten das blutrote Schilfrohr ergriffen.
Durch des Rohres Schaft stieg Rauch heraus,
Durch des Rohres Schaft kam Flamme hervor,
Und aus der Flamme ein Knäblein sprang,
Feuer hat es als Haar,
Feuer trug es als Bart,
Und seine Äuglein waren Sonnen.

Mag der Stoff der östlichen Welt angehören, Farbe und Ton sind nordisch. Solche Lieder wurden zur Pandura gesungen. Das kreisende Meer ist das Himmelsmeer, das Wolkenmeer, das gewitterdrohend zwischen Himmel und Erde schwebt. Vahagn ist ein Feuer- und Blitzgott, der die Sonne von der sie bedrohenden Gewitterschlange befreit, der „Vischakal", der Drachentöter. Auch die sonst in der altarmenischen Literatur erwähnten Helden, der Stammesheros Haik und Tigran, gleichen Helden unserer nordisch-germanischen Sagen, hochgewachsen, breitschultrig, mit schönem lockig wallendem Haar, hellem Gesicht und gütigen Augen.

Indogermanisch ist auch die armenische Sprache, wenn sie natürlich auch im Wortschatz wie in der Grammatik reich ist an fremden Bestandteilen aus den Sprachen der unterworfenen Völker, mit denen sich die nordischen Einwanderer mischten.

Auch die Geisterwelt, mit der sich der Mensch abzufinden hat, zeigt in Auffassung und Brauchtum viel Gemeinsames. Die armenischen Riesen gleichen ganz den nordischen Riesen und Joten. Sie heißen „Devs", sind Berggeister, riesige, rohe, ungeschlachte Erscheinungen, immer große Dummköpfe und Menschenfresser. Im Wasser- und Feuerkult zeigt sich gleiches Brauchtum. Auch dort kennt man die Sonnwendfeuer, die man umtanzt und überspringt wie bei uns. Auch hier nimmt man die verkohlten Holzstücke und Asche, wie bei uns, aus dem erloschenen Scheiterhaufen mit nach Hause, legt sie unter das Dach und streut sie über Gärten und Felder, um die schädigende Dämonenwelt zu verscheuchen. Auch der „Werwolf" spielt im armenischen Volksglauben die gleiche Rolle wie einst bei uns. Auch hier ist der „martagail", der „Menschwolf", ein Mensch, Mann oder Frau, der, von einem inneren Triebe gefaßt, nachts ein Wolfsfell umlegt und mit Wölfen auf Raub ausgeht. Naht der Tag, kehrt er nach Hause zurück, zieht sein Fell aus und erscheint wieder als Mensch. Und der Surb Sargis, den man in jeder Not zu Hilfe ruft, gleicht er nicht unserem Wotan? Eine Lanze in der Hand und den Filzmantel über dem Rücken, so durchschreitet er das armenische Land. Auch er ist ein Sturmgott, der Stürme und Schneegestöber auslöst und mit einer Begleiterin über Wald und Flur wegrast, wie der wilde Jäger mit Frau Holda. Wie man dem stürmenden Wotan bei uns einst in germanischer Zeit Opfer darbrachte, so wird auch der armenische Sturmgott be-

schwichtigt, indem man ihm mit Traubensaft gemischtes geröstetes Mehl hinter das Haustor oder auf das Hausdach stellt, und eine Großmutter hat dazu folgendes Gebet zu verrichten: „Möge ich dein Opfer sein, schimmelreitender Surb Sargis, der du immer zur rechten Zeit zu Hilfe kommst. Komm und betrete dieses Mehl mit dem Hufe deines Pferdes." Das ist deutlich die Parallele zum germanischen Wotan, dem Schimmelreiter. Auch die Sonne gilt dem Armenier als Rad wie dem nordischen Germanen. Die Sonnenverehrung besteht noch heute und wenn heute in der Schweiz der Bauer, wenn die Sonne zum erstenmal wieder hinter dem Glärnisch hervorkommt, den Hut zum Gruße abzieht, so kniet man in Armenien heute noch vor der Sonne nieder und betet: „O du göttlich strahlende Sonne, dein Fuß ruhe auf meinem Antlitz!" Man glaubt in alter Weise, daß die Sonne während einer Verfinsterung mit dem „großen Drachen", der Vischap, der Gewitterschlange, der sie verschlingen will, kämpfe, und man schlägt auf Pfannen und Kessel, um durch diesen Lärm die Dämonen zu verscheuchen, wie man ja auch bei uns heute noch die Frühjahrs- und Feuerfeste mit viel Lärm begeht, um die feindlichen Dämonen von Haus und Feld zu scheuchen. Und wie im nordischen Mythus der Fenriswolf, der im armenischen Vanore wiederzufinden sein dürfte, das Weltende herbeiführt, so haben wir auch im armenischen einen Dämon, Nern, der ebenfalls ein Weltende- und Schicksalsgott ist, ein Korrelat zu den nordischen Nornen, den Zeit- und Schicksalsgöttinnen.

So lassen sich auch aus dem armenischen Sagengut noch manche Überreste nachweisen, die sich aus der Zeit nordischer Zugehörigkeit, wenn auch umgebildet, noch erhalten haben, Anklänge an nordische Baldursagen, an den Sigurd-Siegfried-Brunhilde-Zyklus, an Dornröschen, Maikönig und Maikönigin. Freilich in den altarmenischen Quellen ist uns von allem Sagengut nicht allzuviel überliefert. Aber im Volke ging es doch von Mund zu Mund, wenn auch die Kirche, der ja die ersten Vertreter armenischer Literatur angehörten, wie einst ja auch bei uns, vieles von alten Erinnerungen als Teufelswerk unterdrückte. So lebten in den Armenierkolonien Siebenbürgens und der Bukowina noch verschiedene alte kosmische Mythen in Märchenform weiter, die noch alte Zusammenhänge mit unseren nordischen Sonnenmythen deutlich zeigen. Unser Märchen vom Dornröschen und der griechische Kore-Proserpina-Mythus erscheint da in armenischer Form in dem Märchen „Die Tochter der Blumenkönigin". Der Königssohn freit um die Tochter der Blumenkönigin, die die Drachenmutter und der seinen Jahresschlaf haltende Drachendämon gefangen halten. Nach langem Umherirren gelangt er an den Drachenberg. Die Drachenmutter legt dem Königssohn eine schwere Aufgabe vor, die er erst zu lösen hat, will er nicht dem sicheren Tod verfallen. Da muß er drei Tage lang ihre wilde Stute auf die Weide führen und abends wieder gut zurückbringen. Immer entflieht die Stute; aber mit Hilfe eines Zauberglöckchens sowie des Adlerkönigs, des Fuchs- und Fischkönigs, die die entflohene Stute aus der Luft, aus Berghöhlen und aus dem Flußverlies auftreiben und heimjagen, gelingt es ihm, die Probe zu bestehen und auf seinem Rosse mit der Tochter der Blumenkönigin zu entfliehen. Die Drachenmutter muß nachgeben. Aber nur im Sommer darf das Mädchen bei dem Königssohn weilen, im Winter muß sie wieder in den unterirdischen Palast der Drachenmutter zurückkehren.

An unseren Maikönig und die Maikönigin erinnert ein anderes Märchen: „König Ambanor und das Blumenmädchen". Der Name „Ambanor" ist nichts anderes als das altarmenische „amanor", zu deutsch: „Neujahr, Jahreskreislauf". Der junge, strahlende König Ambanor wird von seinem Hofe gedrängt, sich eine Braut zu suchen. Endlich gibt er nach und verspricht, der Jungfrau die Hand zu reichen, die ihm am Jahreswendetag mit einem Apfel auf hundert Schritt Entfernung die Krone vom Haupte herabzuwerfen vermöchte. Dreimal wird der Wettstreit eröffnet; aber unter allen Bewerberinnen gelingt es nur der tief verschleierten, in Blumen gehüllten Frühlingsjungfrau, dreimal mit einem diamantenen Apfel die Krone von Ambanors Haupt zu werfen. Aber immer verschwindet sie rasch nach gelungenem

Wurf, und erst nach dem dritten Wurf gelingt es dem jungen König, sie in Waldeswildnis aufzufinden und als Braut heimzuführen.

An Sigurd-Siegfrieds alles vernichtendes Schwert erinnert das Blitzschwert des armenischen Sanassar, dem nichts zu widerstehen vermag, nicht Stein, nicht Eisen. Nach gewaltigen Tagen reitet er nach der „Ehernen Stadt", die mit hohen Mauern umgeben ist und keine Tore hat. Mit seinem feurigen Roß setzt er über die Mauern in die Stadt, die schwarz und finster ist. Hier sitzt in dunkler Wohnung gefangen die Tochter des Königs, die wie die Sonne glänzt. Sanassar wirbt um sie; aber erst muß auch er Proben bestehen. Einen Goldapfel muß er vom Dach herunterholen und dann mit dem Meerdrachen kämpfen, um den Edelstein zu gewinnen, der auf dessen Kopfe glänzt. Nach diesen bestandenen Proben öffnen sich die Fenster des Gefängnisses der Königstochter und ihr Licht erhellt die finstere Stadt. Die Sonnenjungfrau ist befreit. Hier haben wir einen Gewittermythus. Sanassar ist der Gewitterheros, der die von der Gewitterwolke verdunkelte Sonne befreit. Gewitterheros und Drachenkämpfer sind in den alten Mythen ein Begriff. Der Blitz, den der Blitzheros schleudert, ist ursprünglich als Stein gedacht, der geworfen wird. Gerade im Armenischen bedeutet das Wort für Blitz „kajtzaku", „Feuerstein, Blitzstein". Das ist indogermanisch. Auch Indra schleudert flammende Steine, und des nordischen Thor Hammer ist aus Stein; er heißt Mjolnir und dieses altnordische Wort bedeutet „Feuer", wie es auch im Altkirchenslawischen Mlunija, modern russisch molnija „Blitz" bedeutet. Auf Bergeshöhen hat der Blitzheros seinen Sitz und von dort aus schleudert er seine feurigen Steine.

Ein späteres armenisches Volksepos „David Sasunatzi" zeigt Zusammenhänge mit dem Sigurd-Brunhilde-Zyklus. Nordisch-eddische Erinnerungen leben da fort unter östlicher Mythologie. Da kämpft David, kein anderer als der Sonnengott Mehr-Mithras, mit Dämonen und gewinnt den Dewenhort (dew = finsterer, böser Geist), wie Sigurd den Nibelungenhort. Er badet sich im Blut von 40 Opferkälbern und heftet ein Kreuz unter die Achselhöhle; dem entspricht Siegfrieds Bad und Hörnung im Drachenblut und das Lindenblatt an der Schulter. Davids Gemahlin Chandut-Chanum kämpft unerkannt vor der Vermählung mit ihm in der Luft wie die Walküre Brunhild im nordischen Epos. David kühlt sich im Bad und wird durch einen aus dem Hinterhalt abgeschossenen Pfeil getötet wie Siegfried durch Hagens Speer. Chandut-Chanum folgt David als treue Gemahlin in den Tod, wie Brunhild sich auf Sigurds Scheiterhaufen ersticht.

Noch manche Parallelen ließen sich nachweisen. So begegnen uns die Blumenmädchen, wie sie in Klingsors Zaubergarten auftreten, ebenfalls im armenischen Mythus. Natürlich mischt sich hier überall Nordisches mit Orientalischem; aber die alten Zusammenhänge mit der einstigen nordischen Heimat lassen sich klar erkennen. So ist das armenische Volk auch für uns ein sehr interessantes Volk, das wie das kleine uralte Völkchen der Basken in seiner Sprache, in Mythus und Brauchtum für die Klarlegung prähistorischer Verhältnisse noch wertvolle Kostbarkeiten birgt, die aufzudecken wissenschaftlicher Arbeit noch ein weites Feld bietet.

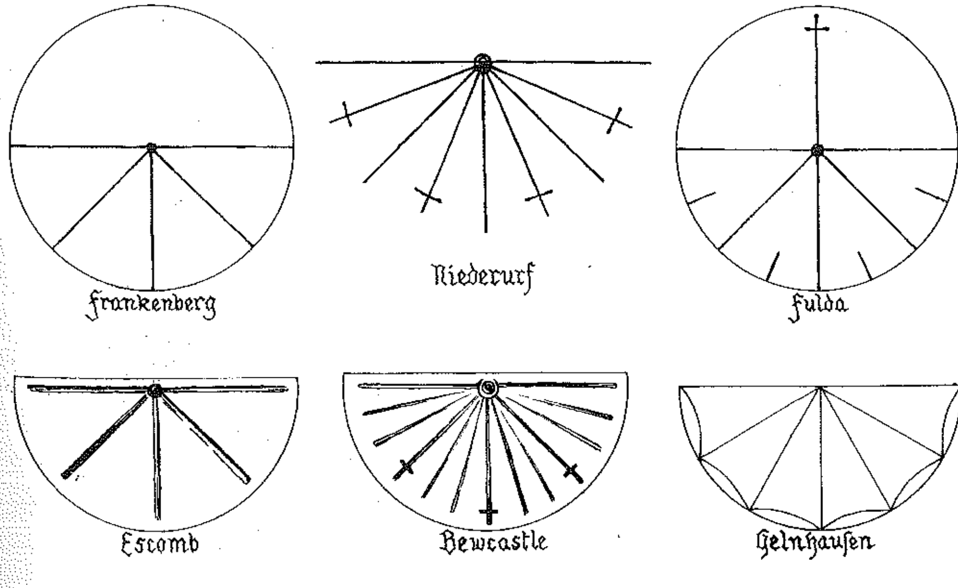
Der letzte Mann und die letzte Münze müssen für die Verteidigung der Ostgrenze geopfert werden. Wir singen: Fest steht und treu die Wacht am Rhein. Aber noch fester steht die Wacht an Warthe und Weichsel, wo wir keinen Zoll Landes missen können.

Otto von Bismarck.

Die Fundgrube.

Achtteilige Sonnenuhren

Unter den vielen Sonnenuhren an den verschiedensten Bauwerken gibt es einige, die eine sonderbare Einteilung tragen. Die Taghälfte wird hier nämlich in vier, durch weitere Teilung dann in acht Abschnitte zerlegt. Nun ist bei genauerer Betrachtung deutlich, daß zwar die Vierteilung sich zur Not mit dem uns heute geläufigen Stundensystem in Einklang bringen ließe, daß aber die Achtteilung dies unter keinen Umständen zuläßt. Wir haben es hier mit einer grundsätzlich anderen Tagteilung zu tun, die sich nach dem Stand der Sonne auf Grund nordischer Anschauung richtet. Die altnordische Windrose wird bekanntlich in acht, später in sechzehn Teile eingeteilt, woraus sich die entsprechende Tagteilung ergibt. Diese hat sich nun nicht nur in England, wohin sie durch die Angeln kam, an alten Kunstwerken erhalten, sondern auch im mittleren Deutschland. Besonders altertümlich wirkt die Sonnenuhr an der Kirche zu Frankenberg a. d. Eder, die hoch an einem Pfeiler des gotischen Chores eingemeißelt ist. Sie ähnelt sehr der Sonnenuhr an der aus dem 8. Jahrh. stammenden Kirche zu Escomb, Grafschaft Durham. Achtgeteilt ist die Sonnenuhr an der Südseite der Michaelskirche zu Fulda. Sie befindet sich unter einer erkerartigen gotischen Totenleuchte und könnte, nach dem Gestein zu urteilen, aus der gleichen Zeit stammen. Bei der Sonnenuhr an der Kirche zu Niederurf, Kreis Fritzlar (Kunstdenkmäler Kassel II 1909, Taf. 217) ist die Unterteilung der Vierteilung durch Kreuze hervorgehoben. Ähnliche Kreuze zeigt die Sonnenuhr an dem bekannten Bewcastle-Kreuz, die allein durch diese Hervorhebung andeutet, daß sie in unseren Zusammenhang gehört. Sie ist nämlich in zwölf Stunden eingeteilt, die Kreuze aber legen den Gedanken nahe, daß ursprünglich auch hier (im 7. Jahrhundert) die Vierteilung die Grundlage bot. Es ist also hier eine Vermischung des nordischen mit dem aus dem Orient kommenden 24-Stunden-System eingetreten. Zwölf Tagstunden zeigt auch eine Sonnenuhr vom römischen Wall bei Bewcastle, auf die Brown in seinem Buch „The arts in early England" V 1921, S. 171, hinweist. Nach diesem Werk sind auch die Abbildungen von Escomb und Bewcastle gezeichnet. Als Beispiel einer alten sechsteiligen Sonnenuhr geben wir noch eine von der Kirche zu Gelnhausen. Möglich wäre es, die Vierteilung der Taghälfte auch von den vier kirchlichen Tagzeiten (horae canonicae) Terz, Sext, Non und Vesper herzuleiten. Diese aber stammen von der römischen Einteilung der



Nacht in vier Nachtwachen, gehen also selbst wieder unzweifelhaft auf indogermanische Grundlage zurück, die im Gegensatz zur östlichen Einteilung steht. Weiterhin hat bei der Deutung die gut bezeugte nordische Teilung den Vorrang, zumal sie noch durch eine andere Tatsache gestützt wird. Wir haben nämlich eine sehr alte, gemeingermanische Bezeichnung für die Stunde, die die Zeit zwischen sechs und zwölf Uhr halbiert, nämlich „undaurni" = Mitte zwischen Mittag und Abend. Im Angelsächsischen bedeutet „undern" auch Vormittag (Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde, 2^2, 505), im Althochdeutschen ist „untarn" = Mittag. Es kommt von „untar" = zwischen, das mit dem lateinischen „inter" urverwandt ist, und bedeutet also eigentlich „zwischen Mahlzeit und Mahlzeit" (s. Schrader). In unseren Mundarten hat sich das Wort bis heute erhalten, bedeutet allerdings oft nur irgendwie „Nachmittag", auch die Ruhestunde des weidenden Viehes zur Mittagszeit, oder die Stunde nach dem Mittagessen bis 2 Uhr (in Westfalen nach frdl. Mitteilung von Dr. Plassmann). Auch in der Bezeichnung „Unnermutter" für die umgehende Mittagsfrau hat sich das Wort erhalten. Am bemerkenswertesten ist jedoch der oben gegebene angelsächsische Beleg, insofern dadurch der Gang: Morgen, Untern; Mittag, Untern, Abend gesichert und also eine Vierteilung des Tages deutlich ist. So finde ich bei Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter (Frankfurt 1868, S. 378): Im Mittelalter gab es drei Essenszeiten: Frühstück, Mittag- und Abendessen. Ein Essen zwischen jenen drei Zeiten hieß ein Undern, sowie wenn es zwischen dem Mittag- und Abendessen genommen wurde, ein After-Undern. Dies ist ein deutlicher Beweis dafür, daß auch bei uns wie im Angelsächsischen „Untern" als Halbierung des Vormittags gedeutet werden kann. Bemerkenswert ist nur, wie lange sich diese germanische Betrachtung des Tages selbst an kirchlichen Bauten erhalten und durch die Jahrhunderte weitergetragen hat, eine Tatsache, die den Kenner nicht wundert. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß durch unsere Sonnenuhren die Deutung des Steins in Wannweil (Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, 1939, S. 294 u. 484) als Kalenderstein sehr bestärkt wird.

Friedrich Mößinger

Nachtrag. Bei den oben wiedergegebenen Sonnenuhren von Niederurf und von Bewcastle fällt es auf, daß einige von den Radien kreuzförmig wie Schwerter gestaltet sind. Bei Niederurf sind es vier schwertartige Kreuze; bei Bewcastle sind es nur drei, aber die Schwertform tritt viel deutlicher hervor. Es erhebt sich die Frage, ob hier das Schwert nur einen ornamentalen oder vielleicht einen sinnbildlichen Charakter hat: soll gewissermaßen die Teilung des Tageskreises selbst damit dargestellt werden, oder ist eine Schwertsymbolik anzunehmen, die früher einmal in einem mit dem Tageskreise verbundenen Brauche verbunden war?

Merkwürdigerweise gibt es noch mindestens eine Sonnenuhr, bei der das Schwert selbst der Schattenwerfer ist. Sie ist in Telgte in Westfalen, allerdings nur in einer Nachbildung am dortigen Heimatmuseum; doch kennen wir das Original, das früher an der Kirche des Wallfahrtsortes war, durch einen Kupferstich aus einem alten Gebetbuch von 1660 („Andächtige Gebet- und Seelenübungen" usw., S. 18). Hier ist nun die ganze, an sich zweifellos germanische Überlieferung in die christliche Passionsvorstellung übertragen; der Sonnenweiser ist das Schwert, das das Herz der Maria durchdringt. Das letztere stammt zwar aus einer Bibelstelle, aber der Gedanke, dies Schwert als Schattenwerfer einer Sonnenuhr zu verwenden, kann durch die ursprüngliche Form dieses Schattenwerfers selbst hervorgerufen sein. Hier ist denn auch der Stundenkreis zum Stundenkreis der Passion gemacht; etwas gewaltsam, denn die zwölffache Tagesteilung deckt sich keineswegs mit den sonst üblichen Stationen der Passion.

Das Schwert am Gerichtspfahl und wohl auch im Gerichtskreis spielt nun in der Rechtssymbolik eine große Rolle: sollte auch das Schwert im Stundenkreise ursprünglich aus dem Rechtsbrauch stammen? Die sehr alte westfälische Bezeichnung für die Gerichtsstätte, Tie (sprich: Tî), die vom lateinischen dies, Tag, Gerichtstermin, schwerlich zu trennen ist, legt eine solche Gedanken- und Symbolverbindung sehr nahe. Vielleicht geben uns andere Denkmäler des Rechtsbrauches darüber noch näheren Aufschluß. In dem Falle von Telgte handelt es sich dann, wie so oft, um die Aneignung und freilich auch Entstellung eines ursprünglich germanischen Symbols. Übrigens könnte auch auf der Sonnenuhr von Fulda, die die achtfache Tageseinteilung zeigt, die kreuzähnlich auslaufende Mittelachse selbst ursprünglich den schwertförmigen Schattenwerfer darstellen.

Plassmann

„Lichterbäume in der Nordmark"

John Freese brachte zu diesem Thema in Heft 6/1939 wertvolle Ausführungen über eine bestimmte Art von Lichterbäumen, darunter über einen mit Buchsbaum und Kerzen zum Lichterbaum hergerichteten Garnwickler. Dieser Garnwickler oder Garnhaspel werde, so schrieb Freese, in Süddeutschland „Wiehe" genannt. Wie er jetzt mitteilt, heißt die Garnhaspel, die zum Spinnrad gehört, nicht „Wiehe" sondern „Weife". — Vermutlich hängt dies Wort lautgeschichtlich mit dem Zeitwort „weben" zusammen.

Pl.

Aus der Landschaft

Auf Wodans Spuren im steierischen Berglande

Von Romwald Pramberger

Der deutsche Göttervater ist von den Missionären des 8.—10. Jahrhunderts und der darauffolgenden Herrschaft der christlichen Kirche auch im steirischen Berglande aus der Erinnerung des Volkes nicht völlig ausgelöscht worden. In mannigfaltigen Bräuchen und Mythen hat das Bergbauernvolk vielmehr der vorväterlichen Götterwelt ein treues Gedenken bewahrt.

Wohl als Schreckgespenst für ungehorsame Kinder gilt heute noch der Name „Waudl" oder „Putzwaudl", und wenn der Sturm um das Bergbauernhaus im Winter tobt, so sagt die Bauernmutter nur zu gern, der Waudl sei wieder auf der Gai.

In uralten Abbetsprüchen (besprechende Heilkunde), welche die geheimnisvolle Bauernärztin gegen die Gicht zu sprechen weiß, ist zwar der Name Wodans ausgemerzt und an dessen Stelle der Name Jesus getreten, doch sonst ist der alte Charakter geblieben, z. B. „Der Herr J. ging einst über die grüne Heide, da begegnete ihm Vergicht, Vergicht. Und der Herr J. sprach: Was tust du hier im Menschenleib? Geh du aus dem Menschenleib, geh in den grünen Wald! Dort ist ein weißer Stein, dort brich Bein, dort trink Blut! Das ist für dich, Vergicht, Vergicht, gut."

Oder der Abbetspruch gegen die Würmer ist: Gott ging zu einem roten Acker, der hatte drei Furchen, dort fand er drei Würm; der erste war schwarz, der andere war weiß, der dritte war rot. Hiemit seind dem NN. alle seine Würmer tot.

In alten Sagen und Mythen aber taucht gar oft der wilde Jäger auf. Wenn in den Rauhnächten (Weihnacht bis Dreikönig) der Schneesturm über die Berghänge saust und den Schnee vor sich auf den Halden dahintreibt; wenn es im Kamine und droben auf dem Hochboden (Dachboden) singt und etwa dumpf und unheimlich über den Stall daherbrüllt; wenn auch draußen im Walde manch wildes Gejauchz und Gesurre laut wird, das sich der Bergbauer nicht erklären kann: dann ist gewiß das „Wilde Gjoad" auf der Fahrt. Nur sehr wenige können es beschreiben, viele aber wissen davon. Ein zottiger Alter mit langem Bart reitet voran nach der Aussage des einen Zeugen auf einem geisterhaften Roß, nach anderen auf einem Hirsch, nach dem dritten Zeugen aber auf einem zerrauften, zu Tode gehetzten Weib; der Reiter johlt, das Weib kreischt, und dahinter kommt „ein ganzer Rudel mit allem möglichen", und alles winselt und woiselt, knirscht und schrillt, daß einem Hören und Sehen vergehen will; Hunde heulen und bellen, Katzen miauen, Krähen krächzen, und weiß Gott, was für Stimmen die einsamen Wanderer in dieser Wintersnacht gehört haben wollen.

Einsam und allein ging ein Bäuerlein heim vom Gasthaus. Es war schon spät in der Nacht und ein Wald war noch zu durchqueren. Da mit einem Male kommt ihm ein Lärm entgegen, ohrenbetäubend und heulend; auf und nieder wiegen sich die Fichtenäste und peitschen den Schnee auf den Weg hin. Die wilde Jagd zieht durch den Wald. Rasch wirft sich das wissende Bäuerlein auf die rechte „Wegloasten" (Radfurche); aber war er wegen des Dusels zu säumig oder hatte er einen Höcker, kurz, wie das wilde „Gjoad" über ihn dahin saust, hört er den Ruf neben sich: „Da ist ein schöner Stock. Da hau ich mein Hackel eini." Ein plötzliches Aufbrannen im Rücken, und als die Jagd vorüber war und der Bauer sich erhob, konnte er sich kaum recht bewegen, so weh tat ihm Schulter und Buckel. Im Laufe der kommenden Feiertage klagte der Bauer sein Leiden einer wohlerfahrenen Muhme, und diese trug ihm auf, im kommenden Winter genau am gleichen Tag und um die gleiche Zeit an gleicher Stelle sich niederzulegen in gleicher Weise, so werde er seines Übels wieder los. Er tat es und wurde wirklich von seinem Leiden erlöst. „Da hab ich mein Hackel hineingesteckt," heulte ihm eine Stimme ins Ohr, „und heut hol ich's mir."

Welche Wucht die wilde Jagd hat, davon erzählt das Volk sich folgendes: Ein Bauer, der auf freiem Felde von den Unholden überrascht wurde, blieb einfach trotzig stehen und wurde kniehoch abgerissen, so daß man tags darauf nur die Stiefel und die Beine drinnen fand. Einen Neugierigen, der sich vor dem kommenden wilden Heer abseits vom Wege auf einen Zaun flüchtete, riß es vom Zaun herab, zog ihm die Schuhe aus und zerfetzte und zerknüllte ihn jämmerlich. Nur zweien weicht nach Volksüberlieferung das wilde Gjoad aus, der

Hebamme auf ihrem Weg zur Wöchnerin und dem Geistlichen auf dem Wege zum Sterbenden; „Versehpost," gröllt es in den Lüften, „macht die Netze auf!"

Hinter dem Wilden Gjoad kommt ein Weib daher, gräßlich verfilzt und zottig, und treibt kleinste Kinder vor sich her, die ungetauften und namenlosen (die gleich nach der Geburt gestorben oder tot geboren sind). Ein Bauer, der dem gefährlichen Treiben durch Niederwerfen entkommen, sah die Schar der Kleinen der Jagd folgen, und ganz zuletzt noch ein ganz kleines Wutzerle nachhasten, das immer auf sein langes Hemderl trat und nicht weiter kam. Erbarmend rief er ihm zu: „Tschoderwascherl, renn, renn!" „Vergelts Gott, Vaterle," erwiderte das Kind, „jetzt hab ich einen Namen, aber ein Chresenkleidl (Kleidchen von der Patin) hab ich keins." Rasch warf er dem Kinde sein blaues Sacktuch zu und lächelnd verschwand das kleine Wesen.

Eine andere freundliche Sage klingt förmlich an die Mythe vom getreuen Ekhart an. In einem Bergbauernhofe, und zwar in einem Durchganghause (das vorn und rückwärts eine Haustüre hat) hatte das Hausgesinde in einer Rauhnacht beide Haustüren abends offen gelassen; nun rächt sich nach der Überzeugung des Bergbauernvolkes diese Schlamperei in den Rauhnächten; denn die wilde Jagd spürt diesen Luftzug schon von weitem, eilt herzu und zieht lärmend durch das Vorhaus. Und einmal durchgezogen, kommt sie auch die übrigen Rauhnächte, schlägt Tür und Tor ein und zieht lärmend durch. Das nun geschah auch hier; das wilde Heer kam, zog woiselnd durch die Hausflur, und der Bauer mußte notgedrungen auch die anderen Abende die beiden Haustüren offen lassen. Aber er wollte diese Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen, setzte sich in die Rauchstube, ließ den Tisch mit vollen Milchreinen vollstellen und wartete, bis er die Schar kommen hörte. Dann trat er zur halb offenen Stubentür hin und fragte laut hinaus: „Hätten die Herrschaften nicht Lust zu einem Lackerl Milch?" Da flog die Tür ganz auf und herein wirbelte Nebel um Nebel, ließ sich beim Tisch nieder, und alsbald ging ein Schlürfen und Gurgeln los, bis in jeder Rein nur ein Tröpflein übrig blieb. Sodann lärmte die wilde Schar hinaus und ward nicht mehr gesehen. Der Bauer aber hatte bei seinen Kühen einen solchen Milchsegen, daß jahraus, jahrein täglich die Milchreinen voll Milch waren und sein Wohlstand bedeutend wuchs. Und erst dann versiegte der Milchreichtum, als die Leute mit diesem Segen nicht zufrieden waren.

Hier also war bereits Wodan, der wilde Jäger, bei einem Hausvater zu Gast. Ähnliches Heimsuchen durch den wandernden Gott, der durch Christus und seine Apostel ersetzt ward, findet man in Volkslegenden erhalten. So heißt es, das Karchauer Bergvölklein sei deshalb der göttlichen Liebe gewiß, weil sie den wandernden Herrgott nach Möglichkeit gut bewirtet hätten.

Wodan kehrt auch beim Hausvater zu, besonders, wenn dieser ein Fest begeht. Diese Idee ist auch beim obersteirischen Volksbrauch des Hofrechtaufmachens festgehalten. Am Vorabend vor dem Feste des Hausvaters reitet der Schimmelreiter auf einem echten oder humorvoll dargestellten Schimmel in das Bauernhaus ein, um dem Vater zu seinem Feste in mehr oder minder launiger Form zu gratulieren.

Und ist denn der Krampus (im steirischen Berglande auch Spitzbartl genannt) am Vorabend vor Nikolo nicht auch eine Nachbildung des Göttervaters, der das Haus besucht, die Kinder schreckt, aber auch beteilt?

Und die Kinder beten hie und da aus Furcht vor dem Unheimlichen:

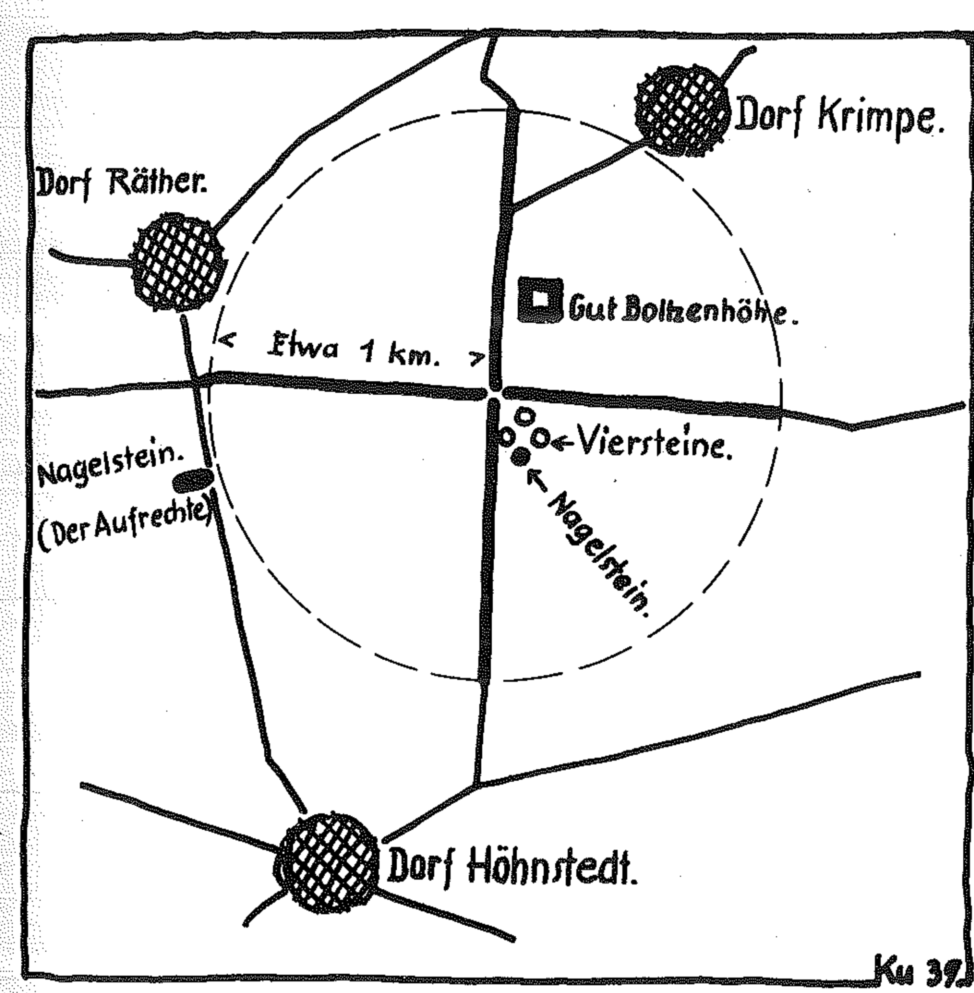
„Die Engelein und die liabe Fraun,
Die wollen mich hüaten vorm schiachen Goggawaun."

Die Viersteine von Krimpe

Die vier Steine von Krimpe, hier der Einfachheit halber als Viersteine bezeichnet, gehören zu den am wenigsten bekannten Denkmälern der ältesten Vergangenheit des Mansfelder Landes. Wäre nicht das stattliche Vorwerk Boltzenhöhe dicht dabei, so stünde man da oben fast in weltenferner Einsamkeit. Man sieht nur das etwa eine halbe Stunde entfernte Höhnstedt auf der Höhe oberhalb des reizvollen Seen- und Salzkegrundes, während die ebenso nahen Krimpe und Räther nach der anderen Richtung hin im anmutigen Tal der Laweke verschwinden. Man steht mit etwa 180 m über NN immerhin etwa 110 m über der Saale bei Salzmünde und noch etwa 100 m über dem Süßen See.

Die Lage ist aus dem hier beigefügten Lageplan zu erkennen, in dessen Mitte der Kreuzweg von Krimpe dicker als die übrigen Wege eingetragen ist. Dem aufmerksamen Betrachter kann es nicht entgehen, daß dieser Kreuzweg mit seinen vier etwa 1 km langen Kreuzarmen innerhalb des weitausgespannten Kartenbildes etwas Einmaliges und daß dieses Kreuz vielleicht nach den Himmelsrichtungen „geortet" ist. Es weicht somit von der natürlichen Verbindung der Dörfer Höhnstedt—Krimpe und Räther—Müllerdorf erheblich ab.

Am Kreuzweg von Krimpe sind die wesentlichen Steine dank der Fürsorge der Bauernfamilie Boltze, die sich der vor hundert Jahren als Folge der Felderseparation begonnenen Vernichtung unserer Bodenaltertümer erfolgreich widersetzte, bis auf diesen Tag erhalten, ja die Boltzes haben das Heilige Kreuz aus Urväterzeiten sogar noch durch eine Linde ausgezeichnet (Abb. 2).



Zeichnung und Aufnahmen (3): Kutzke

Abb. 1. Lageplan der Viersteine und des „Bauern"

Es handelt sich um vier Tertiärquarzite, früher auch als Braunkohlensandstein bezeichnet, die dem Kreuzweg entsprechend nach den Haupthimmelsrichtungen um die Linde herum angeordnet sind. Im Lageplan sind sie durch vier Punkte angedeutet, das kleine Rechteck darüber ist die „Boltzenhöhe". Die Tertiärquarzite verfügen häufig über tief in den Stein hineinführende Porengänge, die bei hohem Feuchtigkeitsgehalt der Luft, angeblich nur bei Gewitterneigung, erweichen, so daß unverstählte Nägel, also Hufeisennägel, in sie hineingetrieben werden können. Über solche genagelten Steine und die kultischen oder abergläubischen Hintergründe der Nagelung berichtete Größler 1896 in „Altheilige Steine in der Provinz Sachsen". Auch der Südstein von Krimpe weist eine Menge von Nagelköpfen auf, wodurch die besondere Wichtigkeit der Südstellung hinreichend belegt erscheint. Die Nagelung diente nach Überlieferung für ähnliche Steine der Herbeiführung von Gottesurteilen, nach Winckler wurden auch Krankheiten vernagelt. Im Bilde sind weder die Nägel noch die Poren zu erkennen, weil die Viersteine mit den an der Fahrstraße stehenden Meilensteinen im Mai d. J. dick überkalkt worden sind.

Ungeklärt blieb dagegen der an der Westrichtung des Kreuzweges, und zwar am Kreuzende zwischen Räther und Höhnstedt aufgestellte Lange Stein, im Lageplan sagenrichtig als „Der Bauer" bezeichnet. Dieser Stein ist mit stattlicher Manneshöhe etwa doppelt so groß wie die Viersteine, er hat den Charakter einer Platte und ist auf beiden Plattenseiten reich benagelt (Abb. 3 u. 4). Von einzelnen Nägeln herab führen dunkle Roststreifen, die im Bilde zu erkennen sind.

Das Vorhandensein von vier nach den Himmelsrichtungen angeordneten Steinblöcken an der Kreuzung zweier ebenso ausgerichteter Feldwege wäre ein merkwürdiger Zufall und nichts weiter, wenn die merkwürdige Anordnung nicht durch eine

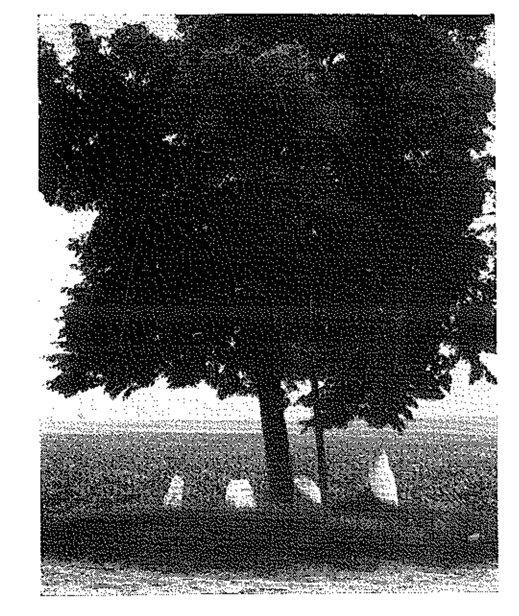


Abb. 2. Die Viersteine mit der Linde

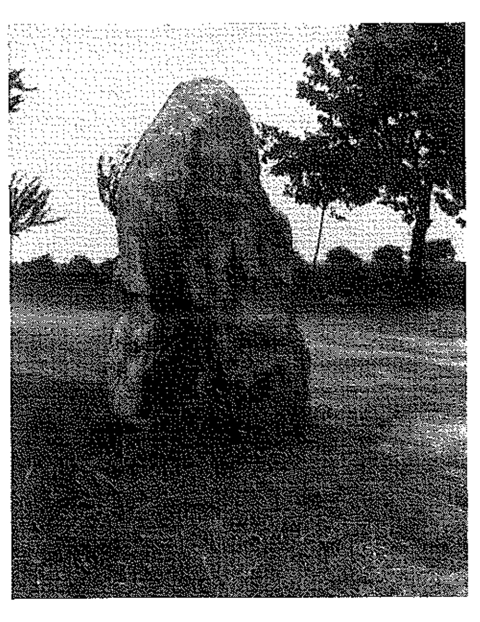


Abb. 3. Der genagelte Aufrechte Stein am Westrand des Wegkreuzes. Ansicht gegen Räther



Abb. 4. Der Aufrechte Stein. Ansicht gegen Höhnstedt

zugehörige Sage eine Erläuterung fände. Winckler berichtet hierzu folgendes (Sagen der Grafschaft Mansfeld, 1925): „Dort ist einmal ein Knecht bei Tauwetter mit einem vierspännigen Fuhrwerk gefahren. An der Stelle, wo jetzt die Steine liegen, sank der Wagen so tief ein, daß die

Pferde nicht weiter konnten. Da hieb der Knecht fluchend auf die Tiere ein und wünschte, als alle Mühe vergeblich blieb, die Pferde und er selber möchten doch gleich zu Stein werden. Alsbald wurde der Fluch zur Wahrheit, es blitzte und krachte, und Mensch und Tier blieben als Steine liegen. Vorübergehende hören an der Stelle zuweilen ein Brausen, Schreien und Schnauben."

Die Viersteine entsprechen also den vier Pferden, während der Knecht selber erst 1000 m westlich davon im Nagelstein von Räther verzaubert sein soll, im Nagelstein, den man als Langer Stein, als Aufrechter Stein oder auch als Bauer bezeichnet.

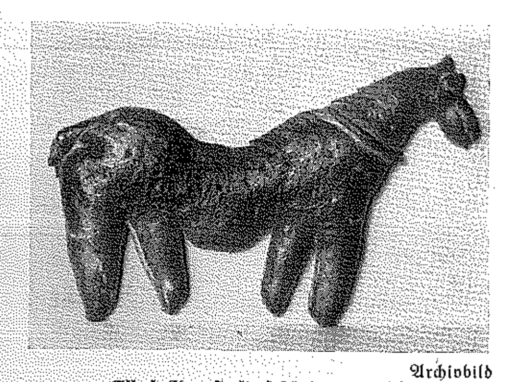
Sagen solcher Art wiederholen sich an solchen Stätten und zu solchen Steinen im ganzen deutschen Sprachgebiet. Sie stimmen darin überein, daß ein Fuhrwerk mit Blitz und Donner, Brausen und Schnauben im Zusammenhang steht, d. h. mit dem Wettergott, daß ferner ein Bannfluch oder auch ein Bannspruch die betreffende Stätte als Kulturstätte kennzeichnet. Es wird entweder ein Brotopfer, wie vom Schäfer auf dem Steinberg bei Erdeborn oder vom Schäfer auf dem Dreihügelberge bei Wormsleben verlangt, oder es wird dem nichtsahnenden Wanderer eine Last für eine Strecke Weges aufgepackt, die in christlicher Zeit in einen Schreckspuk umgewandelt wurde. Soviel ist ersichtlich, daß die Sage die Viersteine von Krimpe und den fünften „Aufrechten" als ein Ganzes benennt, und daß sie mit ihrem betonten Hinweis auf Zauberei und Wettererscheinungen den ehemals heiligen Charakter der Stätte im Zusammenhang mit irgendeiner Form der Wetterbestimmung bestätigt. Wir haben hier im Mansfeldischen auf der Boltzenhöhe vielleicht ein Jahrkreuz in der Feldflur, dessen Nabe durch die Viersteine als ehrwürdiges Erbgut aus Urvätertagen gekennzeichnet wäre.

Georg Kutzke

Zum Aufsatz „Pferd und Wagen in glaubensmäßiger Bedeutung" (Germanien 1939, S. 460)

Die Beziehung des Pferdes zu den Toten kommt deutlich in dem Brauch aus Südtirol zum Ausdruck, daß die Patenkinder von ihrem „Töt" (Töt-Pate) zu Allerheiligen, also dem Totenfest, das „Tötenzeug" bekommen.

Im Pustertal erhalten die Buben ein Roß, die Mädchen eine Henne, aus Hefenteig gebacken und mit Sinnbildern verziert. Auf dem Roß sitzt jedoch vielfach ein Reiter; sonst gleicht es aufs genaueste dem abgebildeten Pferd aus Gossensaß, im Aufsatz von Volkmar Kellermann. Auch auf diesem Pferd fällt auf, daß es gezäumt und gesattelt ist, womit angedeutet ist, daß es ein Reitpferd darstellen soll.



Archivbild

Allerheiligen-Kultgebäck (Untermais)

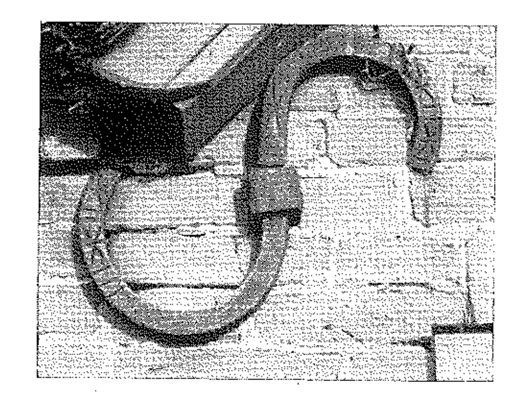
In Bozen und Untermais ist das Pferd als Patengeschenk ebenfalls bekannt, so daß wahrscheinlich auch das gebackene Pferd aus Gossensaß kein Weihnachtsgebäck ist, sondern dem Totenkult dient.

Arthur Scheler, München

Wo haben denn die in dem äußersten Norden wohnenden Völker ihre sinnreichen Köpfe und Künste, die ein jeder bewundern muß, bekommen? Haben sie sie auch von den Römern und Griechen? Soll ich solchen präjudicieusen (vorurteilsvollen) Leuten wohlmeynend raten, so will ich ihnen den Raht ertheilen, daß sie doch einmal die nützlichen Erfindungen der so genannten Barbaren, nach dem Zeugnisse der Griechen selbst erwegen, und mit den Erfindungen der ruhmredigen Griechen und Römer vergleichen, so werden sie finden, daß jene einen großen Vorzug haben.

Johann Christoph Cleffel aus Schleswig. 1733.

Das X-Zeichen an eisernen Kopfankern

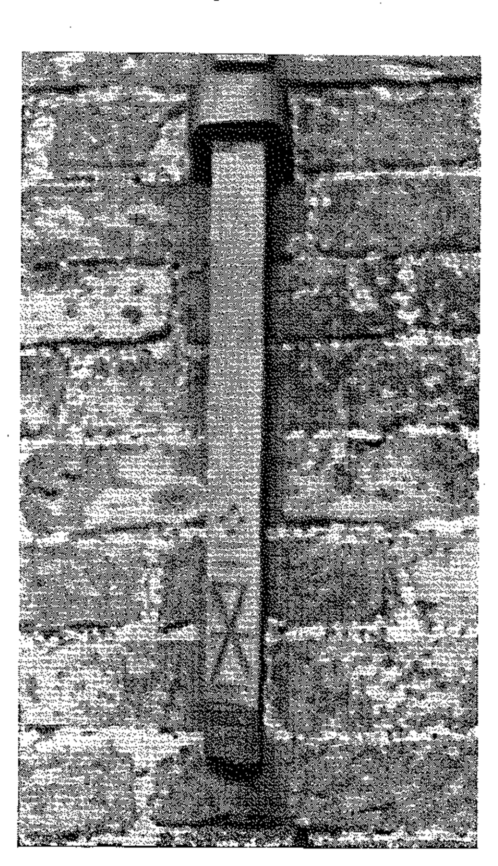


Kopfanker eines alten Hofes in Golzwarderaltendeich i. O.

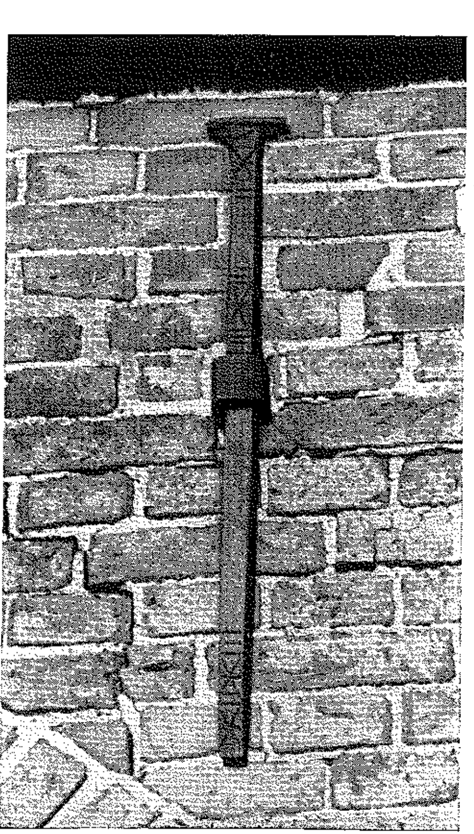
In Oldenburg, Ostfriesland, dem Unterwesergebiet, vereinzelt in Westfalen, den anschließenden Grenzgebieten Hollands, fand ich an alten Bauernhäusern und Kirchen auf den eisernen Kopfankern, die zur Verankerung der Balken mit dem Mauerwerk dienen, das X-(dag)-Zeichen eingeschlagen. Auch an einzelnen alten Speichern in Königsberg (Ostpr.) stellte ich die Kennzeichnung fest. In Süddeutschland habe ich das Zeichen nicht finden können, abgesehen von einzelnen, eingeschlagenen Handwerksmarken. Die Kennzeichnung der Anker tritt jedenfalls häufig in den Küstengebieten auf.

Da die Bedeutung des X-Zeichens als segenbringendes Symbol (Lebens- bzw. Fruchtbarkeitssymbol) früher noch allgemeiner bekannt war, kann man dieses Zeichen nicht nur als Verzierung, sondern als bewußte Kennzeichnung ansehen, ähnlich dem Aufhängen des Hufeisens als Glücksbringer. Das X-Zeichen wird noch heute auf die Anker gesetzt (z. B. Kirche Zwischenahn i. O.), teilweise mit Zusatzzeichen, Punkten, Strichen, aber auch mit dem Lebensbaumzeichen. Die Schmiedemeister gaben an, dies eigentlich nur aus Schönheitsgründen einzuschlagen, weil sie es so gelernt haben und gewohnt sind. Sie sind sich also über die Bedeutung nicht mehr im klaren, erhalten aber so unbewußt altes Brauchtum der deutschen Volkskunst.

Wolfg. Rauchfuß, Osnabrück



Kopfanker in Schmalenfleth i. O.



Aufnahmen (3): Rauchfuß

Kopfanker in Boitwarden i. O.

Die Bücherwaage

Bücher zur Germanenkunde

Die letzten Jahre haben wiederum eine Anzahl bedeutsamer Untersuchungen und Darstellungen zur Germanenkunde gebracht, die zum Teil von wesentlichen Fortschritten auf dem Gebiete der germanischen Altertumskunde zeugen. Eine Anzahl der wichtigsten soll daher im nachstehenden im größeren Zusammenhang gewürdigt werden.

Als das maßgebliche Grundwerk zur Geschichte der deutschen Stämme kann man das große Werk von Ludwig Schmidt bezeichnen, „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung", dessen 1. Teil, der die Westgermanen behandelt, in 2. Auflage in der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, München, erschienen ist (geheftet 10,— RM., in Leinen 12,— RM.). Von dem Band über die Ostgermanen ist schon 1936 die zweite, völlig neubearbeitete Auflage herausgebracht worden. Der erste Band behandelt die Westgermanenstämme der Ingväonen und einen Teil der Erminonen, nämlich die Cherusker, Angrivaren, die älteren Sweben, die Markomannen, die Quaden, die Bajuwaren und die spanischen Sweben. Der zweite Band soll die Alemannen, der Hermunduren, die Thüringer, die Bataver und die Franken behandeln. Unter den Ostgermanen werden die Bastarnen, die Skiren und Turkilingen, die Wandalen, die Rugier, die Ostwarnen, die Burgunder, die Goten, die Gepiden, die Taifalen, die Heruler und die Langobarden nach den Quellen dargestellt. Die Geschichte der Langobarden ist hier bis zum Tode Autharis durchgeführt. In Vervollständigung der ersten Auflage ist nun auch die Regierung Odowakars und Theoderichs eingeschaltet. Zwei Karten von der Umgebung Ravennas und von der römischen Provinzialordnung um das Jahr 400 n. Zw. sind beigegeben. Sehr begrüßenswert ist das alphabetische Register, das den stattlichen Band von 650 Seiten leicht benutzbar macht.

Ludwig Schmidt hat sich zur Aufgabe gestellt, alles aus den Quellen zusammenzutragen, was über die germanischen Stämme berichtet ist, und an Hand der gesamten Literatur die geschichtlichen Nachrichten kritisch nachzuprüfen. Er hat dabei ein Handbuch des Tatsachenstoffes geschaffen, das für die wissenschaftliche Arbeit unentbehrlich ist. Unter Verzicht auf eine hinreißende und fesselnde Darstellung hat er somit vor allem eine notwendige und nützliche Kleinarbeit geleistet. Allerdings gesteht er dabei den geschriebenen Quellen den größten, ja fast einen ausschließlichen Wert zu. Die Bodenfunde und auch die sonstigen Quellen der germanischen Altertumskunde wie Sprachforschung, Volkskunde, Vorgeschichte, Rechtsgeschichte und Ortsnamenkunde werden zwar auch berücksichtigt, in ihrem Wert jedoch unterschätzt, wenn er ausdrücklich „vor Überschätzung des Wertes dieser Disziplinen" warnen zu müssen glaubt. Was die Ethnographie angeht, so hat er durchaus recht, bezüglich der germanischen Kulturwissenschaft setzt er jedoch vielleicht an die Stelle einer Überschätzung eine erhebliche Unterschätzung. Daß die antiken Quellen nicht allein maßgeblich sind, sondern vielfach an Hand der kulturwissenschaftlichen Quellen berichtigt werden müssen, hat die Forschung längst erwiesen. Diese Einseitigkeit, die freilich durch die mit ihr verbundene Gründlichkeit wettgemacht wird, kann jedoch den Gesamtwert dieses grundlegenden Werkes für die erwähnten Zwecke nicht beeinträchtigen.

Auf welchen Wegen, Irrwegen und Umwegen die Germanenforschung in drei Jahrhunderten zu einem sicheren Ausgangspunkt für unsere heutige Forschung gekommen ist, das stellt Theobald Bieder in seiner Geschichte der Germanenforschung" dar. (Schriftenreihe Deutsches Ahnenerbe; Reihe A. Grundwerke. V. Hase und Köhler-Verlag, Leipzig 1939; gebunden 9,— RM.). Bieders ausgezeichnetes Buch ist eine völlige Neubearbeitung der 1921 erschienenen ersten Auflage. Es würdigt die hoffnungsvollen Anfänge der Germanenkunde in der Zeit der deutschen Humanisten von 1500 bis 1560 und die allmähliche Verlagerung des Schwerpunktes der Germanenforschung von Deutschland zum skandinavischen Norden gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Das Wechselspiel beider germanischer Kulturkreise setzt sich im 17. Jahrhundert fort, um im Zeitalter von Leibniz wieder einen gewissen Höhepunkt zu erreichen und gleichzeitig auch die ersten Wege zur Vorgeschichtsforschung zu finden. Über die Frühzeit der Auf-

3*

klärung, in der zu Deutschland und Skandinavien auch Frankreich mit wichtigen Beiträgen kam, wird die Entwicklung der Anschauungen bis zum Erwachen des Rassegedankens verfolgt, wobei eine Festigung und immer wieder eine Abschwächung des eigentlichen germanischen Standpunktes festzustellen ist. Die römisch-germanische Forschung hat in dieser Hinsicht wieder einen starken Rückschlag gebracht, unbeschadet der großen Stoffsammlung, die auch sie zur Germanenkunde beitrug. Die letzten Ausstrahlungen der Aufklärung, auch auf dem Gebiete der Germanenkunde, reichen dann bis in die Zeit der Romantik, die ja bekanntlich wiederum einen großen, wenn auch vorübergehenden Sieg des germanischen Gedankens brachte. Die Darstellung von Bieder vereinigt eine ausgezeichnete wissenschaftliche Gründlichkeit und eine Lebendigkeit der Darstellung, die dieses Buch auch für den Nichtfachmann anziehend macht und in gewisser Hinsicht mit fortreißt. Wer etwa glaubt, daß der allgemeine Anteil der Gebildeten an den Dingen der germanischen Vorzeit erst eine Errungenschaft der neuesten Zeit sei, der sieht sich hier eines Besseren belehrt; in manchen Zeiten ist nach Bieders Darstellung dieser Anteil noch weit größer gewesen als in heutiger Zeit. So erfährt man, daß der bekannte Dichter der Jobsiade, Kortum, sich auch mit der Ausgrabung germanischer Grabstätten beschäftigt und eine für die damalige Zeit gute Erklärung der Funde gegeben hat. Bieder läßt an vielen Stellen die Forscher selbst sprechen; man könnte aus diesen Stellen eine ganze Zitatensammlung zur Germanenkunde zusammenstellen, die den Aufstieg des germanischen Gedankens und den fast immer wieder eintretenden Rückschlag durch drei Jahrhunderte zeigt. Das Buch ist für den Wissenschaftler ein unentbehrliches Handbuch, aber auch für den Freund der Germanenkunde im höchsten Maße anregend und belehrend.

Wenn man von einem Siege des germanischen Gedankens in heutiger Zeit sprechen kann, so muß man dabei ein Werk erwähnen, das wie kaum ein anderes bis zu den tiefsten Bereichen des germanischen Wesens vordringt, das grundlegende Werk von Wilhelm Grönbech „Kultur und Religion der Germanen", dessen zweiter Band jetzt in deutscher Übersetzung, herausgegeben von Otto Höfler, übertragen von Ellen Hoffmeyer erschienen ist. (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.) — Über die Bedeutung dieses Buches hat der Herausgeber, Otto Höfler, in „Germanien" 1937, Seite 193, das Wesentliche gesagt. Dieser zweite Band führt nun die tief eindringenden Einzeluntersuchungen über die Einzelzüge germanischen Kultur- und Glaubenslebens fort. Wiederum sieht man, wie der Verfasser mit durchdringendem Blick nicht nur alle Züge germanischen Lebens als eine große Einheit erkennt, mag es sich um das Siegesschwert, um Gabentausch, um Gebet und Opfer oder um Erntesegen handeln; sondern wie er auch das Germanentum selbst in seinen nordgermanischen und südgermanischen Quellen und Zeugnissen als eine große Einheit erfaßt und glaubwürdig darstellt. Zu diesem Gesichtspunkt sollte sich jeder durchringen, der auf Grund der Überkritik bisheriger Schulen von Grund auf trennen möchte, was in der Urzeit aus gemeinsamer Wurzel gewachsen und trotz aller Verschiebungen doch in dieser gemeinsamen Wurzel erkennbar ist. Der Exkurs über das kultische Drama, dem Grönbech die letzten 60 Seiten widmet, gibt auch auf einem besonderen Gebiete dem Germanentum einen Besitz wieder, den man bis in die jüngste Zeit als ein Geschenk der Fremde ansehen zu können geglaubt hat. — Das Namen- und Sachregister gibt dem Werke Quellenwert auch für Einzelforschung; sein wesentlicher und kaum zu übertreffender Wert liegt aber in der Größe der Gesamtschau. Man muß dem Verfasser sowohl wie dem Herausgeber für dieses Geschenk dankbar sein.

Einen Zug des Germanentums, der besonders gegenwartsnah ist, behandelt Hans Naumann in seiner Darstellung „Germanisches Gefolgschaftswesen" (Bibliographisches Institut, Leipzig; in Leinen 2,60 RM.). Ausgehend von der berühmten Stelle in Tacitus' Germania, Abschnitt 13—15, stellt er weitere Zeugnisse für jene lebendige Einheit von Führer und Gefolge aus der gesamten germanischen Literatur und Geschichte zusammen. Wir sehen auch hier, wie sich an einer Einrichtung, die aus dem politischen Bereiche in den des Glaubens hineinragt, in 1500 Jahren dem Wesen nach wenig geändert hat; ja eine weitere Darstellung würde erweisen, daß uraltes Brauchtum der Gefolgschaft bei den Landsknechten bis in die neue Zeit hinein lebendig geblieben ist. Naumann erkennt auch die große Bedeutung, die in der Gefolgschaft nicht nur der Führer und König hat, sondern auch der greise Gefolgsmann, der „veteranus" des Tacitus, dessen Gestalt er in Hildebrand, Starkad, Innstein und Hagen wiedererkennt. Das Buch ist eine schöne Gesamtdarstellung, die auch dem Forscher manche Anregung und manche bedeutsame Tatsache vermittelt.

In das Gebiet der ältesten Germanischen Urgeschichte führt uns die Untersuchung von K. A. Eckhardt „Ingwi und die Ingweonen" (Deutsches Ahnenerbe, Studien zur Rechts- und Religionsgeschichte, Heft 2, 1939; Hermann Böhlaus Nachf., Weimar, geheftet 5,60 RM.). Das Verhältnis der von Tacitus genannten drei großen germanischen Stammesverbände zu ihren angenommenen Kultheroen ist trotz zahlreicher Einzeluntersuchungen noch immer nicht mit Sicherheit geklärt. Eckhardt stellt in seiner Untersuchung die nordischen und antiken Zeugnisse für den germanischen Ingwi zusammen

und widmet insbesondere der Inglingen-Saga und dem Inglingen-Lied aufschlußreiche Einzelforschungen. Manches bisher Unklare wird dadurch in hellere Bleuchtung gerückt; wertvoll ist die Veröffentlichung auch durch die beigegebenen Texte der Ynglingatal und der Historia Norwegiae im Auszug; der Verfasser hat auch hier mit Nutzen das von ihm in den Ausgaben der Germanenrechte gewählte System angewandt, stets bei den Zitaten den Urtext und eine genaue deutsche Übersetzung nebeneinander zu stellen.

Eine Anzahl von Beiträgen, die für die Germanenkunde wichtig sind, enthält auch die Festgabe für H. Bohnenberger zu seinem 75. Geburtstag (Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen). Albert Mack bringt eine kurze aber inhaltsreiche Untersuchung über „Grabhügel und Dingplatz" (sollte man nicht statt dieses häßlichen Zwitters allgemein die Bezeichnung „Dingstätte" einführen?). Eugen Neuscheler stellt den Wert der Werke des Ammianus Marcellinus als Quelle für die Alemannengeschichte dar, während Heinz Dannenbauer eine für die Siedlungsgeschichte der Frühzeit aufschlußreiche Arbeit über „Fränkische und schwäbische Dörfer am Ende des 8. Jahrhunderts" beisteuert. Eine sehr gründliche und für die Kenntnis des Althochdeutschen wichtige Arbeit hat Elisabeth Karg-Gasterstädt beigetragen, „Die Glossen der Stuttgarter Handschrift H. B. VI 109 (früher iur, et pol. 109). Ein Beitrag zur Geschichte der Canones-Glossierung". Sie betont dabei mit Recht, daß diese Glossen auch ein Zeuge sind jener gewaltigen Leistung, die die ersten Übersetzer vollbrachten, als sie sprachlich den heimischen Besitz an die Stelle des fremden zu setzen wagten. Aufmerksamkeit verdient auch der Beitrag von Otto Weinreich, „Mäusesegen in Volkstum und kirchlicher Benediktion". Doch muß man hier vom Standpunkt der germanenkundlichen Auffassung einige Einwendungen erheben. Wenn Weinreich die von ihm zusammengestellten Mäusesegen antiken, mittelalterlichen und neueren Ursprungs als „Zeugnisse aus einem Volkstum, das in historischer Kontinuität mit der Welt der Antike verbunden war" betrachtet, so müssen wir den Versuch, den von Höfler mit aller Entschiedenheit eingeführten und für das germanische Kulturbewußtsein fruchtbar gewordenen Begriff der Kontinuität durch ein fremdes Vorzeichen im Kerne zu verändern, mit Deutlichkeit ablehnen. — „Über die Beziehungen der Flurnamen zur Vor- und Frühgeschichte" macht Walther Keinath beachtliche Ausführungen. Insbesondere die Abschnitte über Grabhügel und Gräber, Rechtsstätten und heilige Stätten geben einen guten Einblick in die Dauerüberlieferung, die häufig in den Flurnamen anzutreffen ist. Aus dem niederdeutschen Gebiete würde eine planmäßige Forschung wahrscheinlich noch reichere Ergebnisse liefern, worauf ich schon einmal im Zusammenhang mit dem Worte „Helle" (alts. helja) hinwies, das noch in sehr vielen Fällen vorgeschichtliche Begräbnisstätten bezeichnet. Jöran Sahlgren führt in seinem sehr lesenswerten Beitrag in die „Schwedische Ortsnamenforschung" ein. — Auch sonst enthält die Festschrift eine Reihe von Beiträgen, die für die germanische Volkskunde förderlich sind, und ein vollständiges Schrifttumverzeichnis gibt eine Übersicht über das reiche Lebenswerk des bekannten Tübinger Gelehrten.

Gustav Neckel wurden zu seinem 60. Geburtstag die Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft" gewidmet, die Kurt Helmut Schlöttig herausgegeben hat (Verlag Otto Harrassowitz, Leipzig). Der größte Teil der Aufsätze beschäftigt sich mit der Runenkunde, die hier durch viele wertvolle Sonderuntersuchungen bereichert wird. Es ist erfreulich, daß sich hier mehrere Gelehrte zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden haben, die sich vorher teilweise nur in gegenseitiger Ablehnung einig waren; wie das ja auf einem so umstrittenen Gebiete kaum anders möglich ist. Ergänzt wird die wertvolle Aufsatzsammlung durch einige Beiträge zur germanischen Götter- und Heldendichtung. Es haben sich daran auch nordische Gelehrte beteiligt, wie es der Bedeutung des Sechzigjährigen entspricht, über dessen Werke der Herausgeber am Schlusse eine vollständige Übersicht gibt.

Eins der umstrittensten Gebiete der Runenkunde behandelt Sigurd Sierke, „Kannten die vorchristlichen Germanen Runenzauber/" Schriften der Albertus-Universität, Band 24; Ost-Europa-Verlag, Königsberg und Berlin). Es war dringend notwendig, daß der Begriff des Runenzaubers, der fast in der gesamten Fachliteratur mit einer gewissen Selbstverständlichkeit als feststehender Begriff behandelt und angewandt wird, einmal gründlich auf seinen eigentlichen Inhalt und seine wirklichen Zeugnisse untersucht wurde. Das hat der Verfasser mit einer dankenswerten Gründlichkeit getan, wenn auch die Stoffeinteilung, nämlich nach den Runenzeugnissen die in Stein, Metall, Knochen, Holz und Ton eingeschrieben sind, auf den ersten Blick etwas äußerlich anmutet. Doch steht ja in den meisten Fällen der gewählte Stoff auch mit dem inneren Zweck in einem gewissen Zusammenhang. Die Literatur ist sehr fleißig benutzt; besondere Abschnitte über die Begriffsrune und über die Zahlensymbole dienen zur Klärung dieser Fragen. In der Zusammenfassung wehrt sich der Verfasser mit Recht gegen die verbreitete Neigung, alles und jedes, was in Runen geschrieben ist, darum schon als magisch anzusehen. Er hebt auch den germanischen Begriff des Zaubers aus der Sphäre eines fatalistischen Hokuspokus heraus, in die er erst in der

orientalisch beeinflußten „Zauberei" des Mittelalters eingehüllt worden ist; mit Recht betont er, daß man den sogenannten Runenzauber der Germanen nicht als eine Verfallserscheinung ansehen darf. Er steht sicher in engem Zusammenhange mit dem „Heil", das von Grönbech als germanisches Welt- und Lebensgefühl erwiesen ist.

Ein Werk, das zum Schaden der Forschung und zahlreicher Freunde germanischer Vorgeschichte lange Zeit vergriffen war, ist nun erfreulicherweise in völlig umgearbeiteter und um wertvollsten Stoff vermehrter zweiter Auflage wieder erschienen: *Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit* von *Erich Jung* (J. F. Lehmanns Verlag, München; geheftet 10,20 RM., Lwd. 11,60 RM.). Auf die Bedeutung dieses Buches ist in den früheren Jahrgängen von „Germanien" so oft hingewiesen worden, daß es den meisten Lesern geläufig ist. In der neuen Auflage ist vor allem das Bildmaterial stark vermehrt; auch ist eine Fülle neuer wissenschaftlicher Forschungen, an denen die Laienforschung reichen Anteil hat, verarbeitet worden. Das umfangreiche Sachwörterverzeichnis gibt einen Eindruck von der riesigen Menge wissenschaftlichen Stoffes, der in dem Werk verarbeitet ist. Es behandelt ein Grenz- und Übergangsgebiet, das von der amtlichen Wissenschaft stiefmütterlich behandelt worden ist, weil es sich schwer in offizielle Disziplinen einreihen läßt, und weil man ja auch der Dauerüberlieferung dieser Art ohne Grund noch vielfach ablehnend gegenübersteht. Für alle wahren Freunde germanischer Vergangenheit und germanischer Gegenwart ist Jung's Werk eine reichhaltige Fundgrube.

Wenn die vom Verlage Eugen Diederichs in Jena herausgegebene Sammlung Thule das unschätzbare Verdienst hat, die nordische Saga-Welt den Deutschen zugänglich gemacht zu haben, so wird sich mancher, dem dies große Sammelwerk nicht ohne weiteres zugänglich ist, zunächst gern von kleineren Ausgaben in den Geist des alten Nordens einführen lassen. Diesem Zweck dient die kleine Auswahlsammlung „*Die Isländergeschichten und die Edda*" von *Leopold Weber*, die im Verlage R. Oldenbourg, München, Berlin, erschienen ist (geh. 1,— RM.). L. Weber führt an Hand besonders eindringlicher Beispiele in Wesen und Gehalt des altnordischen Schrifttums ein.

Mit der Bedeutung der germanischen Bauernsaga beschäftigt sich die Untersuchung von *H. Fr. Lohrmann*, „*Die altnordische Bauernsaga in der deutschen Erziehung*" (Sammlung Volkhafte Schularbeit, Verlag Kurt Stenger, Erfurt; kart. 3,80 RM.). Der Verfasser umreißt den geschichtlichen Hintergrund und die Art des Bodens, auf dem die Saga erstanden ist, um dann ihren Wert als Quelle germanischer Lebenswirklichkeit und als Zeugnis für dichterische Menschengestaltung darzulegen. Der Zweck ist die Erziehung zu einer weltanschaulich wirksamen Germanenvorstellung, für die er dem Erzieher brauchbare Richtlinien und Hinweise gibt.

Wenn wir noch häufig Klage führen müssen über die immer noch nicht ausgestorbenen bärenhäutigen Theatergermanen, so dürfen wir um so erfreuter eine Sammlung von sehr guten Germanendarstellungen erwähnen, die zwar in den Dienst der Industriewerbung gestellt ist, auf diesem Wege aber weiten Kreisen eine lebendige Anschauung von dem Leben unserer Vorfahren gibt. Die Erdal-Fabrik hat zwei Bilderbücher in Gestalt von Bildreihen herausgegeben, die den Titel „Aus Deutschlands Vorzeit" und „*Aus Deutschlands Vor- und Frühzeit*" tragen. Auf Grund eines Gedankens von Philipp Ort hat der Maler Gerhard Beuthner in Breslau 30 Gemälde geschaffen, die auf kleinen Sammelbildern wiedergegeben werden. Diese Bilder werden in die genannten Sammelhefte eingeklebt, wo sie durch einen Text erläutert werden, der mit Unterstützung Mainzer und Breslauer Vorgeschichtsforscher von Erich Lissner verfaßt und durch Zeichnungen von Gerhard Beuthner verdeutlicht wurde. Die vielberufene Sammelwut, die sich sonst in mehr oder minder geschmackvollen Zigarettenreklamen austobt, ist hier mit sehr geeigneten Mitteln auf ein Ziel gelenkt worden, das durchaus zu begrüßen ist, und das hoffentlich auf diese Weise der Erfüllung näher gebracht wird.

Plassmann

Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren

Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren. Herausgegeben in Verbindung mit Univ.-Prof. Dr. Heinrich Harmjanz, Berlin, und mit Doz. Dr. Gustav Fochler-Hauke, München; Doz. Dr. Josef Hanika, Eger; Univ.-Prof. Dr. Gustav Jungbauer, Prag; Gauamtsleiter Dr. Otto Muntendorf, Reichenberg; Univ.-Prof. Dr. Ernst Schwarz, Prag; Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Weizsäcker, Prag; Univ.-Prof. Dr. Heinz Zatschek, Prag, von Dr. Herbert *Weinelt*.

1. Jahrgang, 1. Heft Juni 1939, 2. Heft September 1939.

Rudolf M. Rohrer Verlag, Brünn und Leipzig. Preis des Jahrganges (4 Hefte) 7 RM.

Für die vielseitigen Bestrebungen und Unternehmungen der deutschen Volksforschung in den Sudetenländern will diese neue Zeitschrift „Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren" ein Sammelpunkt und Richtweiser sein. Die beiden jetzt vorliegenden ersten Hefte zeigen deutlich und in erfreulicher Weise, daß dafür ein neuer Weg eingeschlagen wird. Er führt abseits von dem der

üblichen und allzu vielen Heimat- und Volkskundezeitschriften, deren Ziel die Erforschung des Volkstums innerhalb eines begrenzten geographischen Gebietes ist, die aber in überwiegenden Fällen über eine dürftige Berichterstattung nicht hinausgelangen können.

Schon in der Anwendung der Bezeichnung „Volksforschung" statt „Volkskunde" zeigt sich eine andersgeartete Zielstrebigkeit, die über die Enge historischer und philologischer Kleinarbeit hinausstrebt und sich um eine unmittelbare Erkenntnis der Wesenheit und der Lebensnotwendigkeiten des Volkes bemüht. Mit dem Aufgeben des alten Begriffes „Volkskunde" weitet sich die Volksforschung auf den gesamten Bereich der Geisteswissenschaften aus. Die Themenstellungen der Aufsätze in den beiden ersten Heften zeigen die Weite des Wirkungsbereiches der Volksforschung. Es ist eine junge Mannschaft von Volksforschern, die hier antritt: Gustav Fochler-Hauke, Deutsche Volksgruppe und deutsche Arbeit in Böhmen, Mähren und in der Slowakei. — Heinz Zatschek, Volksforschung und Volksgeschichte in den Sudetenländern. — K. V. Müller, Zur sozialanthropologischen Bedeutung der Umvolkungsvorgänge im Sudetenraum. — Adolf Knöbl, Lebensumwelt, Schicksal und Erbe. — Erich Bachmann, Spätstaufische Bauströmungen im Sudetenraum zur Zeit der deutschen Rücksiedlung. — Herbert Weinelt, Zum bayrischen Einfluß im südschlesischen Raum. — Erhard Müller, Untergegangenes Deutschtum im ehemaligen politischen Bezirk Starkenbach. — Karl Vogt, Stand und Aufgaben der Burgenforschung in den Sudetenländern. — H. J. Beyer, Ostdeutsche im Überseedeutschtum.

In dem Bewußtsein der politischen Bedeutung jeglicher Volksforschung an den Landes- und Volksgrenzen liegt die Verpflichtung zu verantwortungsbewußter Forschung, die von der Behandlung von Einzelheiten und Teilfragen stets auf das Ganze drängen muß. Insofern führt die vermittelte Kenntnis von der besonderen Eigenart der Sudetenländer und seiner Menschen zum Geschick des ganzen deutschen Volkes. Die Forschung im Grenzland zielt immer auf das Gesamtvolk.

Es wird heute so oft die Forderung W. H. Riehls ohne nähere Erläuterung angeführt, die Volkskunde solle eine Vorhalle der Staatswissenschaft sein. Die neue Zeitschrift zeigt in eindringlicher Weise einen Weg zu ihrer Verwirklichung. Eine Kenntnis des deutschen Volkstums der Sudetenländer in Vergangenheit und Gegenwart ist die Grundlage für das Erfassen der Auseinandersetzung von Deutschtum und Slawentum. Hierfür greifbare Unterlagen zu liefern, ist eine Hauptaufgabe der gesamten deutschen Volksforschung im Osten.

Bei der Fülle von Einzelbeiträgen und Ergebnissen, welche die deutsche Volksforschung der letzten Jahre in den Sudetenländern aufzuweisen hat, ist ein Rückblick und eine Überschau geboten. Nachdem der Kampf des Sudetendeutschtums entschieden ist, fallen auch der Wissenschaft in der beginnenden Aufbauarbeit neue Aufgaben zu. Die Möglichkeiten und Wege hierfür zu überprüfen, ist eine selbstverständliche Pflicht gerade der neugegründeten Zeitschrift, der sich bereits die beiden vorliegenden Hefte unterziehen. Insofern tritt mit ihr an Stelle von ehemals vorhandenen Einzelbestrebungen die gemeinsame Kraft gleichgerichteter Aufgaben und Ziele.

Es kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß die Ergebnisse der Volksforschung wie kaum in einem anderen politischen oder geographischen Bezirk so fruchtbar und anregend sind wie hier in den Sudetenländern. Durch Adolf Hauffen (1863 bis 1930) wurde der Volkskunde in den Sudetenländern gewissermaßen ihre landschaftliche Eigenständigkeit verliehen.

In der bewußten Betonung der Grenzlandaufgabe für die deutsche Volksforschung im Osten ist dieser Eigenständigkeit durch die neue Zeitschrift in einem umfassenden Maße Genüge getan.

Besonders hervorzuheben ist die Anwendung volkstumsgeographischer Arbeitsverfahren, liegt doch darin der sicherste Weg, Quellen und Erkenntnisse nachzuweisen. In dem Beitrag des Herausgebers Herbert Weinelt, „Zum bayrischen Einfluß im südschlesischen Raum", wird deutlich, welche Beweiskraft gerade die Volkstumsgeographie für die Volksforschung in den Sudetenländern hat, und was für ein wichtiges Arbeitsinstrument gerade hierfür die Karten des „Atlas der deutschen Volkskunde" (Hrsg. von Heinrich Harmjanz und Erich Röhr) darstellen*).

Gerade die Volkstumsgeographie vermag den Einflußbereich des Deutschen und des Tschechischen nachzuweisen, eine Aufgabe, deren Durchführung ganz besonders von der angekündigten Zeitschrift erhofft und erwartet werden darf.

Die Befreiung des Sudetendeutschtums, die Rückgewinnung des deutschen Ostens, machen es zu einer Selbstverständlichkeit, sich mit den Ergebnissen der Volksforschung im Osten und ihren zukünftigen Aufgaben auseinanderzusetzen. Sie lassen die *politische* Bedeutung der Volkskunde in einer besonderen Weise erkennen. Daher hat gerade diese neue Zeitschrift ihre Bedeutung weit über den Rahmen des behandelten geographischen Bezirkes hinaus, und aus diesem Grunde wird sie sich einen Platz unter den maßgebenden deutschen Zeitschriften zur Volksforschung zu verschaffen wissen. Für die Erforschung und die Kenntnis des deutschen Ostens ist diese Zeitschrift unerläßlich.

Erich Röhr, Frankfurt a. M.

*) Siehe hierzu auch in dieser Zeitschrift, Jahrg. 11 (1939), S. 210—217, Walter Kreidler, Der Atlas der deutschen Volkskunde.

„Friedrich Barbarossa“, von Eucardio Momigliano, übersetzt von Josephine Evers-Bumiller. Verlag Karl Siegismund, Berlin. 1938. RM. 6,—.

Wenn ein Italiener vom Werk eines deutschen Kaisers berichtet, so muß er sich zwangsläufig auf den italienischen Bereich beschränken. Es ist zu begrüßen, daß gerade von dieser Seite eine sachliche Darstellung der Italienzüge Friedrichs I. unter Benutzung der ursprünglichen Quellen ohne die Legendenbildung einer späteren Zeit kommt. Selbst die aus der Überlieferung nur undeutlich zu erkennende Gestalt Arnolds von Brescia gewinnt hier Leben. Der Hauptteil des Buches befaßt sich mit der Auseinandersetzung Barbarossas mit den lombardischen Städten, die in allen Einzelheiten verdeutlicht wird. Allerdings ist dem Grundgedanken Momiglianos, der im „Reich“ Barbarossas eine Fortsetzung des römischen Imperiums sieht, von unserer Seite zu entgegnen, daß Friedrich I. sich hier zwar einer vorhandenen Form bedient, der deutsche Reichsgedanke aber nur von Deutschland her verstanden werden kann.

Hellmuth Gruß.

Zwiesprache

Mit dem vorliegenden Heft hat unsere Zeitschrift ein neues Gewand angezogen. In Übereinstimmung mit vielen Wünschen unserer Freunde und Leser haben sich Verlag und Schriftleitung bemüht, das äußere Bild „Germaniens“ in Papier und Druck wie auch durch die Umbruchgestaltung zu verbessern und aufzufrischen. Der Umschlag insbesondere wird, so meinen wir, durch die klare Zeichnung des Titels „Germanien“ wie auch durch das rote Schriftband, auf dem unser großes Anliegen der Germanenkunde verzeichnet ist, schon von weitem auf das Auge des Betrachtenden wirken und den Freund der Zeitschrift grüßen. Gleichzeitig hat die Schriftleitung eine umfangreiche Planung der Arbeit des kommenden Jahres vorgenommen. Wir dürfen hoffen, in diesem Zeitabschnitt zur Freude und zur inneren Bereicherung unserer Leser ein weiteres Stück des alten Weges auf das unverrückbar gleiche Ziel hin zurückzulegen.

Immer ist es die Absicht dieser Zeitschrift gewesen, zur Stärkung der seelischen Kräfte unseres Volkes ihren Beitrag zu liefern. Das ist doppelt nötig, wenn jetzt Deutschland seinen Existenzkampf gegen die englischen Kriegsverbrecher zu führen hat. Unser Leitaufsatz versucht daher zu zeigen, wie das heutige Ringen des germanischen Mutterlandes um Freiheit und Lebensrechte im Zuge größerer geschichtlicher Entwicklung zu verstehen ist und nur einen Abschnitt in einem 2000jährigen Ringen im Dienste einer höheren Verpflichtung darstellt.

Otto Stelzer legt den germanischen Ursprung der Holzbaukunst dar, die heute noch im skandinavischen Norden den urtümlichen Werkstoff der Germanen verwendet. — In einem schönen und gehaltvollen Beitrag beweist Herbert Weinelt auf Grund alter Karten und flurgeschichtlicher Tatsachen, daß die Bezeichnung für einen Teil der Sudeten: „Gesenke“ ein deutscher Gebirgsname ist; man hat hier bisher an die Verdeutschung eines slawischen Wortes geglaubt, das seinerseits freilich wiederum die Übersetzung eines urgermanischen Gebirgsnamens ist.

Die Bezeichnungen „Vandalismus“ und „Vandalen“, mit denen bis in unsere Tage hinein einem der edelsten Germanenstämme Unrecht zugefügt worden ist, führte man bisher auf den Sprachgebrauch der Französischen Revolution zurück. Erich Biehahn weist dagegen nach, daß die Bezeichnungen schon früher, nämlich bei Voltaire und seinen Zeitgenossen, in ähnlichem Sinne gebräuchlich waren, wobei allerdings auch eine Verwechslung der Namen der Wenden und der Vandalen hineinspielt. — Der deutsche Charakter des Weichsellandes, das jetzt wieder mit der deutschen Heimat vereinigt ist, ergibt sich auch aus Danzigs musikalischer Vergangenheit, die jederzeit völlig deutsch gewesen ist, wie Hans Joachim Moser überzeugend darlegt. — In das weitausgedehnte Reich indogermanischen Geistes führt Karl Roth ein, der Nordisches im armenischen Sagengut nachweist und manchen, dem Deutschen und dem Orient eigenen Sagen- und Märchenzug als altarisches Gemeingut aufdeckt.

So haben wir wieder einmal auf kleinem Raum der Vielfältigkeit germanischer Überlieferung nachgespürt. Von diesem Reichtum an lebendigem Erbe berichten denn auch die vielen bemerkenswerten Veröffentlichungen zur Germanenkunde, deren Neuerscheinungen aus den letzten Jahren in der „Bücherwaage“ behandelt sind.

Pl.

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: i. V. Gerd Richter, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11. Druck: Georg Koenig, Berlin C 2.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 2 1940 Februar

Lebensgeschichten deutscher Soldatenlieder

Das Lied vom Guten Kameraden

Von Hans Joachim Moser

Wie alle Erscheinungen des Lebens zu stärker haftender und tiefer berührender Begegnung werden, wenn an die Stelle des fertigen Eindrucks das Wissen um ihr Entstehen und Werden, um ihr Schicksal und Vergehen tritt, so auch beim gesungenen Liede, das ohnehin nicht starr wie ein Standbild in der Dimension des räumlichen Seins steht, sondern in derjenigen des zeitlichen Ablaufs webt und schwingt. Darum sollen hier die Schicksale unserer schönsten Soldatenlieder erzählt werden, um das, was in diesem oder dem vorigen Kriege uns als Helfer und Begleiter in ernsten und fröhlichen Stunden umklang, erst recht vertraut und lebensvoll werden zu lassen. Es ist, als sollte uns ein guter Kamerad erzählen, wie er so geworden sei im Lauf seines Lebens — dann erst werden wir seine Wesenheit völlig begreifen und zu schätzen wissen.

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit“ — das ist so sehr Gemeinbesitz aller, daß die wenigsten daran denken, das Lied könnte einen namhaft zu machenden Dichtervater haben. Wenn der Verfasser unbekannt ist, hat man ja vielfach — bis in die Kreise der Liederbüchermacher hinein — den Begriff „Volkslied“ leicht bei der Hand. Dagegen ist zu sagen: es gibt Volkslieder, deren Urheber man genau kennt, es gibt aber auch Kunstlieder, deren dichterischer und musikalischer Verfasser vergessen worden sind — Volks- oder Kunstlied ist eine Wesens-, nicht eine Autorenfrage. Volkslied ist, was das Volk als „sein“ Lied ansieht, was das ganze Volk kennt, liebt und singt (oder dies doch zu erheblichem Teil und nicht bloß, wie den „Schlager“, für kurze Zeit, sondern als längeren Besitz). „Der gute Kamerad“ also, das sei hiermit behauptet, ist ein Volkslied; aber wir wissen, wer den Text gedichtet hat und wie die Melodie zustande gekommen ist. Der Dichter ist Ludwig Uhland, der das Lied 1809 geschrieben hat. Aber der Komponist ist nicht, wie fast überall zu lesen steht, Friedrich Silcher, sondern dieser ist nur der Bearbeiter der Weise gewesen.

Man hat sich die Entstehung, den Anlaß der schönen Worte nach der Jahreszahl so zurecht gelegt, daß Uhland von einem Soldaten gehört hätte, der bei den Kämpfen des deutschen

„Friedrich Barbarossa", von Eucardio Momigliano, übersetzt von Josephine Evers-Bumiller. Verlag Karl Siegismund, Berlin. 1938. RM. 6,—.

Wenn ein Italiener vom Werk eines deutschen Kaisers berichtet, so muß er sich zwangsläufig auf den italienischen Bereich beschränken. Es ist zu begrüßen, daß gerade von dieser Seite eine sachliche Darstellung der Italienzüge Friedrichs I. unter Benutzung der ursprünglichen Quellen ohne die Legendenbildung einer späteren Zeit kommt. Selbst die aus der Überlieferung nur undeutlich zu erkennende Gestalt Arnolds von Brescia gewinnt hier Leben. Der Hauptteil des Buches befaßt sich mit der Auseinandersetzung Barbarossas mit den lombardischen Städten, die in allen Einzelheiten verdeutlicht wird. Allerdings ist dem Grundgedanken Momiglianos, der im „Reich" Barbarossas eine Fortsetzung des römischen Imperiums sieht, von unserer Seite zu entgegnen, daß Friedrich I. sich hier zwar einer vorhandenen Form bedient, der deutsche Reichsgedanke aber nur von Deutschland her verstanden werden kann.

Hellmuth Gruß.

Zwiesprache

Mit dem vorliegenden Heft hat unsere Zeitschrift ein neues Gewand angezogen. In Übereinstimmung mit vielen Wünschen unserer Freunde und Leser haben sich Verlag und Schriftleitung bemüht, das äußere Bild „Germaniens" in Papier und Druck wie auch durch die Umbruchgestaltung zu verbessern und aufzufrischen. Der Umschlag insbesondere wird, so meinen wir, durch die klare Zeichnung des Titels „Germanien" wie auch durch das rote Schriftband, auf dem unser großes Anliegen der Germanenkunde verzeichnet ist, schon von weitem auf das Auge des Betrachtenden wirken und den Freund der Zeitschrift grüßen. Gleichzeitig hat die Schriftleitung eine umfangreiche Planung der Arbeit des kommenden Jahres vorgenommen. Wir dürfen hoffen, in diesem Zeitabschnitt zur Freude und zur inneren Bereicherung unserer Leser ein weiteres Stück des alten Weges auf das unverrückbar gleiche Ziel hin zurückzulegen.

Immer ist es die Absicht dieser Zeitschrift gewesen, zur Stärkung der seelischen Kräfte unseres Volkes ihren Beitrag zu liefern. Das ist doppelt nötig, wenn jetzt Deutschland seinen Existenzkampf gegen die englischen Kriegsverbrecher zu führen hat. Unser Leitaufsatz versucht daher zu zeigen, wie das heutige Ringen des germanischen Mutterlandes um Freiheit und Lebensrechte im Zuge größerer geschichtlicher Entwicklung zu verstehen ist und nur einen Abschnitt in einem 2000jährigen Ringen im Dienste einer höheren Verpflichtung darstellt.

Otto Stelzer legt den germanischen Ursprung der Holzbaukunst dar, die heute noch im skandinavischen Norden den urtümlichen Werkstoff der Germanen verwendet. — In einem schönen und gehaltvollen Beitrag beweist Herbert Weinelt auf Grund alter Karten und flurgeschichtlicher Tatsachen, daß die Bezeichnung für einen Teil der Sudeten: „Gesenke" ein deutscher Gebirgsname ist; man hat hier bisher an die Verdeutschung eines slawischen Wortes geglaubt, das seinerseits freilich wiederum die Übersetzung eines urgermanischen Gebirgsnamens ist.

Die Bezeichnungen „Vandalismus" und „Vandalen", mit denen bis in unsere Tage hinein einem der edelsten Germanenstämme Unrecht zugefügt worden ist, führte man bisher auf den Sprachgebrauch der Französischen Revolution zurück. Erich Biehahn weist dagegen nach, daß die Bezeichnungen schon früher, nämlich bei Voltaire und seinen Zeitgenossen, in ähnlichem Sinne gebräuchlich waren, wobei allerdings auch eine Verwechslung der Namen der Wenden und der Vandalen hineinspielt. — Der deutsche Charakter des Weichsellandes, das jetzt wieder mit der deutschen Heimat vereinigt ist, ergibt sich auch aus Danzigs musikalischer Vergangenheit, die jederzeit völlig deutsch gewesen ist, wie Hans Joachim Moser überzeugend darlegt. — In das weitausgedehnte Reich indogermanischen Geistes führt Karl Roth ein, der Nordisches im armenischen Sagengut nachweist und manchen, dem Deutschen und dem Orient eigenen Sagen- und Märchenzug als altarisches Gemeingut aufdeckt.

So haben wir wieder einmal auf kleinem Raum der Vielfältigkeit germanischer Überlieferung nachgespürt. Von diesem Reichtum an lebendigem Erbe berichten denn auch die vielen bemerkenswerten Veröffentlichungen zur Germanenkunde, deren Neuerscheinungen aus den letzten Jahren in der „Bücherwaage" behandelt sind.

Pl.

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: i. V. Gerd Richter, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11. Druck: Georg Koenig, Berlin C 2.



Heft 2 — 1940 — Februar

Lebensgeschichten deutscher Soldatenlieder

Das Lied vom Guten Kameraden

Von Hans Joachim Moser

Wie alle Erscheinungen des Lebens zu stärker haftender und tiefer berührender Begegnung werden, wenn an die Stelle des fertigen Eindrucks das Wissen um ihr Entstehen und Werden, um ihr Schicksal und Vergehen tritt, so auch beim gesungenen Liede, das ohnehin nicht starr wie ein Standbild in der Dimension des räumlichen Seins steht, sondern in derjenigen des zeitlichen Ablaufs webt und schwingt. Darum sollen hier die Schicksale unserer schönsten Soldatenlieder erzählt werden, um das, was in diesem oder dem vorigen Kriege uns als Helfer und Begleiter in ernsten und fröhlichen Stunden umklang, erst recht vertraut und lebensvoll werden zu lassen. Es ist, als sollte uns ein guter Kamerad erzählen, wie er so geworden sei im Lauf seines Lebens — dann erst werden wir seine Wesenheit völlig begreifen und zu schätzen wissen.

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit" — das ist so sehr Gemeinbesitz aller, daß die wenigsten daran denken, das Lied könnte einen namhaft zu machenden Dichtervater haben. Wenn der Verfasser unbekannt ist, hat man ja vielfach — bis in die Kreise der Liederbüchermacher hinein — den Begriff „Volkslied" leicht bei der Hand. Dagegen ist zu sagen: es gibt Volkslieder, deren Urheber man genau kennt, es gibt aber auch Kunstlieder, deren dichterischer und musikalischer Verfasser vergessen worden sind — Volks- oder Kunstlied ist eine Wesens-, nicht eine Autorenfrage. Volkslied ist, was das Volk als „sein" Lied ansieht, was das ganze Volk kennt, liebt und singt (oder dies doch zu erheblichem Teil und nicht bloß, wie den „Schlager", für kurze Zeit, sondern als längeren Besitz). „Der gute Kamerad" also, das sei hiermit behauptet, ist ein Volkslied; aber wir wissen, wer den Text gedichtet hat und wie die Melodie zustande gekommen ist. Der Dichter ist Ludwig Uhland, der das Lied 1809 geschrieben hat. Aber der Komponist ist nicht, wie fast überall zu lesen steht, Friedrich Silcher, sondern dieser ist nur der Bearbeiter der Weise gewesen.

Man hat sich die Entstehung, den Anlaß der schönen Worte nach der Jahreszahl so zurecht gelegt, daß Uhland von einem Soldaten gehört hätte, der bei den Kämpfen des deutschen

Hilfskorps unter Bonaparte in Spanien seinen liebsten Freund verloren habe. Leider ist die Wirklichkeit sehr viel weniger poetisch: die Almanachherausgeber Hebel und Kölle „bestellten " bei ihm „ein Soldatenlied"! Und der Dichter hat daraufhin nicht einmal völlig frei seine Phantasie walten lassen, sondern hat sich auf ein Modell besonnen. Ein altes Soldatenlied „Revelge" ist kurz vorher in einer — allerdings genialen — Erweiterung von Achim von Arnim im zweiten Teil von „Des Knaben Wunderhorn" veröffentlicht worden, wo es heißt:
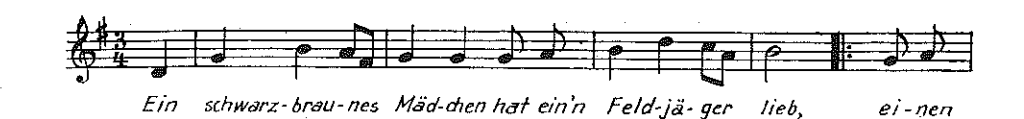
Des Morgens zwischen drein und vieren
da müssen wir Soldaten marschieren
das Gäßlein auf und ab;
tralali, tralalei, tralala,
mein Schätzel sieht herab.
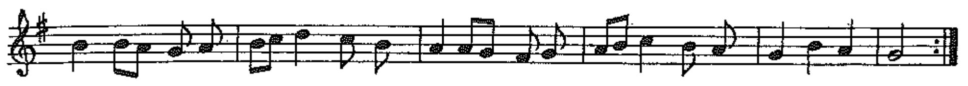
[Kamerad, ich bin geschossen]
Ach, Bruder, jetzt bin ich geschossen,
die Kugel hat mich schwer getroffen,
trag mich in mein Quartier,
tralali, tralalei, tralala,
es ist nicht weit von hier.
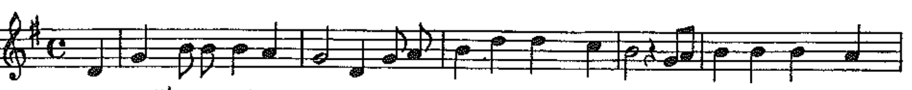
Ach, Bruder, ich kann dich nicht tragen,
die Feinde haben uns geschlagen,
hilf dir der liebe Gott,
tralali, tralalei, tralala,
ich muß marschieren in Tod.
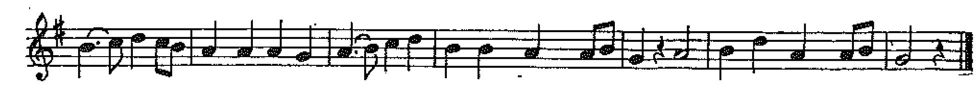
Das Lied nimmt dann einen dämonisch-barocken Fortgang, dem Goethe das ehrenvolle Urteil zugeordnet hat: „Unschätzbar für den, dessen Phantasie folgen kann." Aus diesem Keime hat Uhland seine drei Strophen geschaffen, die ein Muster an sauberer Klarheit darstellen. Dazu habe sein umfassendster Biograph, Hermann Schneider (1920), das Wort: „Uhland, mit zweifellos viel besserem Takt" (als Arnim), „sah die tiefere Wirkung an größere Knappheit gebunden. Er benutzte die Hauptsituation der Vorlage und stellt die einzig im Liede heraus. Durch die höchst glückliche persönliche Wendung ‚Ich hatt' sichert er der schmalen Erzählung größeren Gemütsanteil, als durch gefühlsmäßig breite Ausmalung der Situation je erreicht werden könnte, und versteht es überdem, ohne Künstelei die Diktion des Gedichts so zu halten, daß man den von diesem Erlebnis durchschütterten einfachen Menschen ganz glaubhaft reden hört. So ist ein kleines Meisterwerk entstanden, dessen eindringliche Wirkung durch das erbarmungslose moderne Singen zwar verdorben, aber auch immer wieder neu bewiesen wird."

Nur gelesen wird kein Lied zum Volkslied, es muß lebendig gesungen werden. Die Melodie dazu erschien 1827 im zweiten Heft der von Friedrich Silcher, dem um die schwäbischen Liederkränze und den Volksgesang hochverdienten Tübinger akademischen Musikdirektor, herausgegebenen Volksliedersammlung. Wie schon gesagt, ist er nicht der Urheber der Weise; es ist aber auch wieder nicht bloß so, wie etwa das „Kaiserliederbuch für Männerchor" in seinen Anmerkungen behauptet, daß Silcher eine bestehende Volksliedweise bloß harmonisiert hätte. Sondern, wie er selbst sagt (August Bopps Silcherbiographie, 1916, S. 69 f.): er hat die Melodie, die er gar nicht selbst erfunden haben möchte, aus einer „schweizerischen Volksweise" zu der bekannten Fassung umgestaltet. Man vergleiche Urbild*) und Silchersche Gestalt:









Die Verwandlung, die hier mittels geringer Griffe eingetreten ist, darf nicht weniger erstaunlich heißen als der Weg von Arnims romantischem Barock zu Uhlands klassischer Schlichtheit; die Melodie zum „Schwarzbraunen Madel" hat das sanft Schwäbelnde, Gemütliche, Wiegende des Ländlers und schmiegt sich fast etwas zu behaglich zu dem leichtfertig-heiteren Text des 18. Jahrhunderts, der in den Sätzen gipfelt: „O du schwarzbraunes Mädchen, trau dem Feldjäger nicht, denn er führt nur schöne Reden, aber heiratet dich nicht; . . . Jetzt geht es ins Feld, und wir haben kein Geld, o du schwarzbraunes Mädchen, so geht's in der Welt." Silcher hat aus dem Tanzlied vor allem ein Marschlied gemacht, indem er den Dreiviertel- in den Viervierteltakt veränderte; das geschah durch ein paar kaum merkliche Noteneinschübe, wobei die spielerischen Achtelbrechungen auf „braunes" und „Jäger" beseitigt wurden und der erste Zeilenschluß um eine Quarte absinkt, damit nicht lauter g zusammentreffen. In gleicher Art wird aus den liebenswürdigen Kringeln bei „einen hübschen, einen feinen" die glatte Viertelfolge von „Trommel schlug zum" und „ging an meiner" — nur in der Schlußzeile waltet größere Selbständigkeit, die aber etwas völlig Zwingendes hat. Auch die kürzere Wiederholung paßt sich ausgezeichnet dem neuen Texte an. Das Merkwürdige ist aber nicht diese ganze Operation des Bearbeiters, sondern: daß die Modellweise in sich vollendet gut ist, die neue Gestalt aber ebenfalls, und daß jedesmal ein so völlig organisches Liedindividuum entstanden ist, daß man den Entsprechungen beinahe mit dem Finger folgen muß, um ihrer gewahr zu werden — die frappanten Abhängigkeiten zu hören vermag man kaum. Man darf also sagen, daß Silcher trotz des Modells einen genau so begnadeten Neuschöpfungsakt auf Grund einer vorhandenen Unterlage vollbracht hat wie Uhland auch. Man sieht: solch „Auftrag" zum Almanachdichten oder zum Melodiebearbeiten ist nicht Schaffensbewirker, sondern nur Auslöser einer an sich eigengesetzlichen, begnadeten künstlerischen Schöpfungshandlung. Genau so ist es mit aller „Auftragsmusik" eines Bach und Mozart, „Gelegenheitsdichtung" eines Schiller und Goethe gewesen: die ungeborenen Geisteskinder lebten potentiell längst in ihnen, und der „Anlaß" brachte sie nur zur auch äußerlich sicht-

baren Verwirklichung. Insofern klaffen „freie“ Kunst und „angewandte“ Kunst gar nicht so weit auseinander, wie meist angenommen wird.

Das Lied vom Guten Kameraden gewann rasch größte Volkstümlichkeit. Sind auch die persönlichen Beziehungen zwischen Uhland und Silcher weit geringere gewesen, als gern gefabelt wird, so war doch die Szene nicht undenkbar, die man sich etwas sentimental ausmalte, die beiden alten Herren hätten auf einem Tübinger Hügel beieinandergesessen, während die Jugend an ihnen, dies Lied singend, vorübergezogen sei**). Fast ein Jahrhundert hat das Lied unverändert durchgehalten, höchstens daß nach Ausweis der Liedersammlungen (ich nenne etwa die pfälzische von Heeger und Wüst) das Volk manchmal die letzte der drei Uhlandschen Strophen sich geschenkt hat. Nicht wohl aus Gedächtnisschwäche, denn von anderen Liedern werden manchmal dreißig, vierzig Strophen anstandslos behalten, sondern aus dem nicht ganz falschen Instinkt, daß die Zeilen „Bleib du im ew'gen Leben mein guter Kamerad“ die einzigen sind, wo an Stelle der bis dahin völlig naiven Bildhaftigkeit ein wenig papierne Reflektion herausschaut. Dem neuen Jahrhundert blieb es vorbehalten, dies Zurechtsingen des Liedes in ein Zersingen zu steigern.

Man liest oft die Behauptung, das Quodlibet „Gloria Victoria, mit Herz und Hand fürs Vaterland — die Vöglein im Walde, die sangen so wunder-wunderschön — in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn“, das bei „an meiner Seite“ einsetzt, sei ein Produkt neuer Schöpferkräfte zu Beginn des Weltkrieges gewesen. Daran ist ungefähr alles falsch. Das grausame Anhängsel ist schon seit etwa 1905 gesungen worden. Und es hat nichts mit schöpferischen Kräften zu tun, sondern war der ehrfurchtslose Einfall irgendeines Biermusikanführers, wenn nicht gar eines großstädtischen Revueregisseurs. Allerdings hat seit 1914 das „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn“ sich so reißend wie andere „Schnörkel“ ausgebreitet, und in den Schulen fruchtete aller berechtigte Kampf der Lehrer nichts gegen den Unfug. Es war eben eine Modelawine, und es stimmte dazu, wenn man Parodien wie „Ich hatt' einen Katzenbraten“ gröhlte.

Trotzdem ist dann das schöne Wunder geschehen, daß die Uhland-Silchersche Urform sich zur heute wieder allein herrschenden durchgesetzt hat, und zwar — sehr lehrreich! — nicht durch Arreststrafen und Polizeiverordnungen, sondern durch die Macht des großen Zeiterlebens. Vor allem, daß das Lied aus einem zwecklosen Singamüsement zu einem Brauchtum, nämlich zum Lied des Abschieds und Gedenkens bei den Gefallenenfeiern, bei jedem Soldaten- und Kameradenbegräbnis geworden ist, wo die albernen Einschübe ihre ganze Schlagerjämmerlichkeit erwiesen hätten, dies hat den Liedorganismus wieder zur schlichten Einheit zusammengeschlossen. So vermag uns dies eine Lied die Geschicke des Volksliedes als Ganzen knapp überschauen zu lassen: was zwei beste Künstler als unwissentlich Beauftragte der Gesamtheit erfanden, wurde dank allgemeingültiger Vortrefflichkeit zum Eigentum aller, die sich das Lied durch Verkürzung noch weiter „zurechtsangen“; eine Zeit dann, die zwar viel Begeisterung, aber nicht den letzten Ernst aufbrachte, nahm den respektlosen Zerfall des Liedes in seine Obhut, und eine andere, noch ehernere, hat das Lied triebhaft wieder an die Gesamtheit für ihre heiligsten Gelegenheiten neu zurückerstattet — Liedschicksal als Volksschicksal und damit im wahrsten Sinne Volkslied als unseres Volkes Lied.

---

*) Erstmals gedruckt 1855 in den „Schwäbischen Volksliedern“, von E. Meier; heute mit allen Strophen in „Lieder unseres Volkes“ (Bärenreiter 1938) S. 140.

**) Oder man denke an das schöne Gedicht des Westfalen Friedrich Wilhelm Weber (des Dichters von „Dreizehnlinden“), in dem der Tübinger Arzt von Uhlands Totenbett her aus dem Hause tritt und von der Neckarbrücke her das Lied vom guten Kameraden singen hört.



(Aufn.: Volk und Reich Bild)

Danzig
Vier Wahrzeichen: Sternwarte, Rathausturm, St. Marien und Krantor

Der Deutsche Orden und die Hanse im Weichselland

Von Karl Jordan

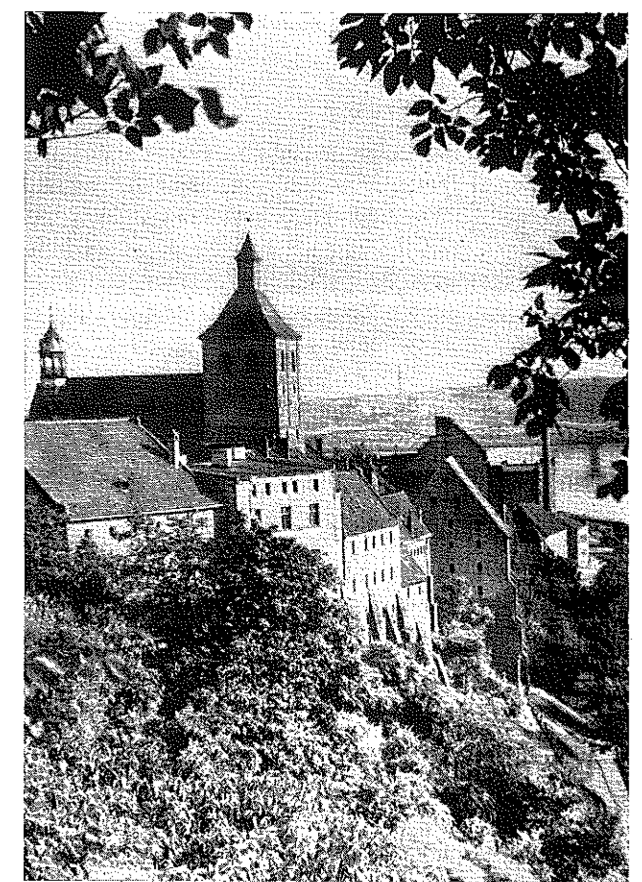
Wohl selten in der Geschichte sind die Anfänge eines Staates für die Nachwelt so deutlich zu erkennen wie die Gründung des Deutschordensstaates in Preußen. Es war eine bedeutsame Stunde, als Friedrich II. im Jahre 1226 zu Rimini seinem getreuen Berater, dem Hochmeister Hermann von Salza, das Recht verlieh, daß er und seine Nachfolger „für alle Zeit das Land, das sie in Preußen erwerben werden, mit allen Gerechtsamen wie ein altes Reichsrecht in Freiheit ohne Dienstleistung und Steuerpflicht, ohne irgendwelche gemeinen Lasten innehaben, niemand für dieses Land Rechenschaft schuldig sein und die Rechte ausüben sollen, wie sie dem mit den besten Rechten ausgestatteten Reichsfürsten zukommen“. Der Orden, der mit dem ungarischen Burzenland sein bisheriges Wirkungsfeld verloren hatte, erhielt damit eine neue Aufgabe, zu der er dank der völkischen Geschlossenheit seiner Gemeinschaft in besonderem Maße berufen war und die ihm welthistorische Bedeutung geben sollte. Während im Süden das staufische Imperium seinen letzten großen Kampf mit dem Papsttum bestand, wurde hier im Nordosten der Grundstein zu einem Staat gelegt, der eine der Keimzellen für das Werden einer neuen Gestalt des Reiches werden sollte. Im gleichen Jahr erhob Friedrich auf Rat Hermanns von Salza die Stadt Lübeck zur freien Reichsstadt und schuf damit eine wichtige Voraussetzung für den Aufschwung des deutschen Ostseehandels, der später im Städtebund der deutschen Hanse seinen kraftvollen Ausdruck fand. So zeichnet sich in den Anfängen des Deutschordensstaates und der Hanse jene schicksalshafte Verbundenheit zwischen beiden Mächten ab, der wir auch später noch begegnen werden.

Als fünf Jahre später die ersten Ordensritter unter Führung Hermann Balks bei Nassau die Weichsel überschritten und auf dem rechten Ufer die Feste Thorn errichteten, da betraten sie altes germanisches Siedlungsgebiet. Hier hatten schon im 2. Jahrhundert vor der Zeitwende die Goten und die Burgunder ihre Sitze gehabt; gerade das Weichselland als die Urheimat der Ostgermanen ist verhältnismäßig dicht besiedelt gewesen. Erst im Zuge der Völkerwanderung ist dieses Land von slawischen Völkerschaften allmählich unterwandert, wenn sich auch noch im 7. Jahrhundert gewisse Reste der germanischen Bevölkerung feststellen lassen. Auch die Wiedererschließung dieses Gebietes, insbesondere der Gegenden an der Weichselmündung, für das Deutschtum, setzt früher ein, als man vielfach annimmt. Schon im 11. und 12. Jahrhundert ist hier der deutsche Kaufmann und später der deutsche Mönch Wegbereiter deutscher Kultur gewesen. Um das Jahr 1000 begegnet uns zum erstenmal der Name Danzig; das pommerellische Gebiet hat damals — soweit wir es erkennen können — unter einem einheimischen, von Polen unabhängigen Fürsten gestanden. Deutlicher tritt diese Entwicklung im 12. Jahrhundert hervor, vor allem hat damals dieses slawische Fürstengeschlecht Deutsche ins Land gerufen. Es ist die gleiche Erscheinung, wie wir sie auch sonst im ganzen Osten in dieser Zeit beobachten können; sie beweist, daß das Deutschtum nicht als Eroberer, sondern als Kulturträger in das Land kam. Einer der pommerellischen Fürsten, Sambor, ist es gewesen, der im Jahre 1178 dem Zisterzienserkloster Oliva reichen Grundbesitz überließ und diesem damit die Möglichkeit zu umfassender Rodung gab. Sein Sohn Mestwin und sein Enkel Swantopolk haben die Tätigkeit der Zisterzienser und Prämonstratenser in ihrem Lande weiter begünstigt; vor allem aber verlieh Swantopolk im Jahre 1224 der seit langem in Danzig lebenden deutschen Kaufmannssiedlung das Recht der Selbstverwaltung. Zwei Jahre später erhielten die Lübecker Kaufleute in Danzig wichtige Zollprivilegien; neben Lübeck wurde Danzig der zweite wichtige Stützpunkt des deutschen Handels im Osten und Norden. Etwa gleichzeitig begann also ausgehend von Danzig und Thorn im Norden und Süden die Erschließung des Weichsellandes durch die deutsche Siedlung.

Das Vorgehen des Ordens läßt dabei jene Planmäßigkeit erkennen, die seiner Politik überhaupt eigen ist. Zunächst galt es, die Weichsellinie als Operationsbasis zu sichern. Der Gründung Thorns folgte im nächsten Jahr die Errichtung der Burg Kulm. 1233 wurde in Marienwerder eine Feste erbaut. Mit der Besitznahme Elbings an der Mündung des gleichnamigen Flusses in das Frische Haff im Jahre 1237 war der Durchstoß zur Ostsee geglückt und damit die Seeverbindung zum Reiche hergestellt. Wenn sich im Schutze dieser ersten Burgen bald städtisches Leben entwickeln konnte, so zeigt dies am besten, in welchem Maße hier das Deutschtum bereits unabhängig vom Orden festen Fuß gefaßt hatte. In der Kulmer Handfeste vom Jahre 1233 erhielten diese ersten städtischen Gründungen eine Rechtssatzung, die das Verhältnis des Ordens zu den Ansiedlern regelte. Der Orden behielt sich gewisse Hoheitsrechte vor, räumte aber den Städten weitgehend das Recht der Selbstverwaltung ein. Vorbildlich war das magdeburgische Recht; im Preußenland selbst sollte bei allen Rechtsstreitigkeiten Kulm die Stellung eines Oberhofes innehaben. Das Kulmer Recht sollte für alle Neugründungen gelten. Zum Unterschied zu der Mannigfaltigkeit der Rechte, die damals das Altreich kannte und die die Ausbildung eines geschlossenen Territoriums erschwerten, sollten hier im Kolonialgebiet von Anfang an einheitliche Rechtsverhältnisse herrschen.

Es entsprach der Aufgabe der Heidenbekämpfung, wie sie die Regel dem Orden zur Pflicht machte, daß sich seine ganze Kraft zunächst auf die Eroberung des Preußenlandes richtete. Mit der Gründung Balgas am Frischen Haff griff er nach Nordosten aus, die Vereinigung mit dem livländischen Schwertbrüderorden brachte eine weitere wichtige strategische Verstärkung. Bereits nach einem Jahrzehnt schien ein großer Teil des inneren Landes gewonnen zu sein, als mit den im Jahre 1242 beginnenden Preußenaufständen ein gewisser Rückschlag einsetzte. Auch der Christburger Vertrag vom Jahre 1249, in dem der

Orden den unterworfenen Preußen gewisse Zugeständnisse machen mußte, brachte nur eine vorübergehende Waffenruhe. 1252 konnte Memel, 1255 Königsberg errichtet werden; die Stadt erhielt ihren Namen nach Ottokar von Böhmen, der den Ordensrittern mit einem Heer zu Hilfe geeilt war. Ein neuer schwerer Aufstand, der von Kurland ausging, drohte im Jahre 1261 alle Früchte einer jahrzehntelangen Arbeit zu vernichten. Nur wenige Burgen konnten sich im Aufstandsgebiet halten; mit großer Erbitterung wurde auf beiden Seiten gekämpft, bis im Jahre 1283 der Orden endgültig Herr des Landes war.



(Aufn.: Volk und Reich Bild)

Blick auf Graudenz an der Weichsel

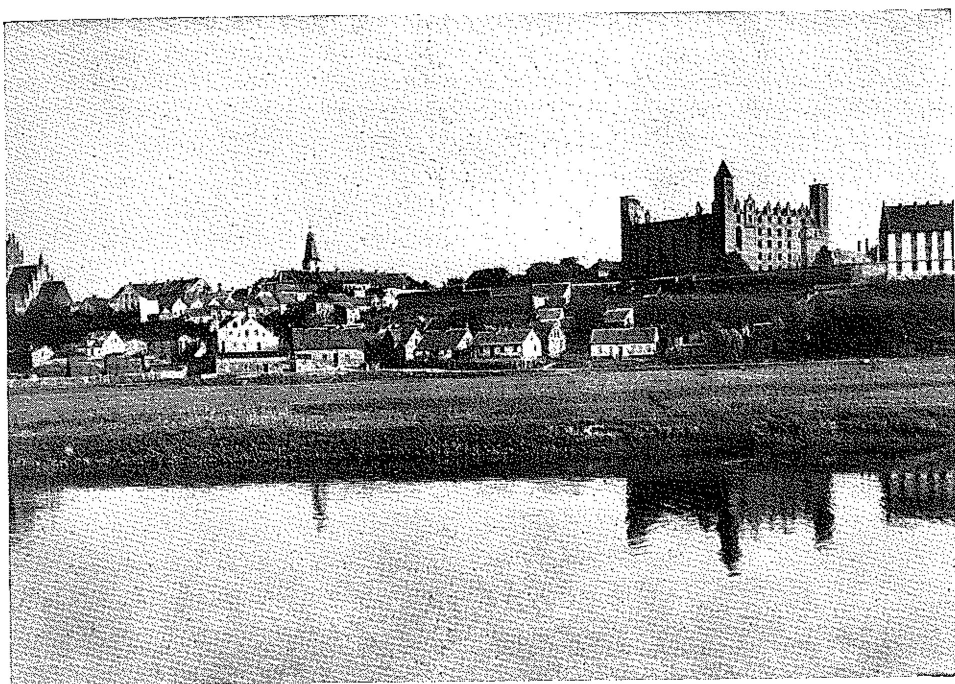
Nach der Sicherung seiner Machtstellung im Inneren mußte es sein Bestreben sein, die unmittelbare Verbindung mit dem Reich zu gewinnen, zumal die politischen Verhältnisse in Pommerellen das Eingreifen einer starken ordnenden Hand immer gebieterischer forderten. Bereits unter Herzog Swantopolk war es um die Mitte des 13. Jahrhunderts zum Kampfe gekommen, als dieser auch das östliche Weichselgebiet seiner Herrschaft unterwerfen und damit den Machtbereich des Ordens einschränken wollte. Der Orden war damals Sieger geblieben, Swantopolk mußte seine Eroberung wieder aufgeben. Der Orden konnte in der Folgezeit auf dem linken Weichselufer sogar das Land Mewe erwerben. Swantopolks Sohn, Mestwin II., hat in ständig schwankender Politik, als er in Kämpfe mit seinem jüngeren Bruder Wratislaw verwickelt wurde, zunächst Unterstützung bei den brandenburgischen Askaniern gesucht und diesen sein Land zu Lehen aufgetragen. In der Folgezeit schloß er sich aber wieder an Polen an und setzte ungeachtet der brandenburgischen Lehnshoheit den polnischen Herzog Przemyslaw zu seinem Erben ein. Wir brauchen die Wirren und Kämpfe, die nach Mestwins Tod und der baldigen Ermordung seines Nachfolgers um Pommerellen ausbrachen, im einzelnen nicht zu verfolgen. Das Eingreifen des Ordens war damit gegeben, daß er von den streitenden Parteien zu Hilfe gerufen wurde. Es muß aber immer wieder gegenüber der polnischen Forschung betont werden, daß der endgültige Erwerb des Landes durch den Orden nicht ein Akt der Gewalt war, sondern in völlig rechtlicher Weise erfolgte. Die Askanier überließen ihre Lehnsrechte dem Orden. 1309 trat Markgraf Waldemar für 100 000 Mark Silber dem Hochmeister die Gebiete von Danzig, Dirschau und Schwetz ab. Wenige Jahre später hat König Heinrich VII. dem Orden das neue Land bestätigt. So greifen hier — um mit Heinrich von Treitschke zu sprechen — zum erstenmal

jene beiden Marken Brandenburg und Preußen ineinander, deren Vereinigung später dem Aufstieg der Großmacht Brandenburg-Preußen den Weg bereitete. Mit dem Erwerb Pommerellens und Danzigs war nicht nur die unmittelbare Brücke zum Reich geschlagen, sondern auch das Gebiet des Ordens selbst wesentlich vergrößert. Es entsprach dieser neuen Lage, daß der Hochmeister seinen Sitz von Venedig nach der Marienburg verlegte. Wenn in den nächsten Jahrzehnten gerade hier am Ufer der Nogat das Schloß des Hochmeisters als das stolzeste Bauwerk der Ordenskunst errichtet wurde, so war es zugleich Symbol dafür, daß die Weichsellande mit dem Reich fest vereinigt werden sollten. Es bedurfte allerdings noch mancher Kämpfe mit den polnischen Fürsten, ehe diese die Entwicklung, die sich hier vollzogen hatte, anerkannten; im Frieden von Kalisch 1343 hat König Kasimir endgültig auf das Weichselgebiet Verzicht geleistet.

Das 14. Jahrhundert, immer wieder mit Recht als die Blütezeit des Ordens bezeichnet, war dem inneren Ausbau dieses inmitten der mittelalterlichen Staatenwelt so eigenartig anmutenden Gebildes gewidmet. Nachdem der Frieden im Inneren gesichert war, mußte es das vordringlichste Problem sein, das Land durch eine planvolle Besiedlung dem Deutschtum zu erschließen. Gerade unsere Zeit hat für diese Fragen erhöhtes Verständnis gewonnen; auch hier müssen wir aber dem Irrtum begegnen, daß der Orden die Ureinwohner, insbesondere die Preußen, ausgerottet hätte. Wenn ihre Bevölkerung schon damals zurückgegangen war, so liegt dies darin begründet, daß die jahrzehntelangen Kämpfe bei ihnen viele Opfer erfordert hatten. Deutlich zeichnet sich dabei der Unterschied in der Besiedlung des Preußenlandes und Pommerellens ab. In Preußen mußte die Siedlung nach den schweren Kämpfen immer wieder neu ansetzen. Dabei schritt sie langsam von Westen nach Osten vor. Den deutschen Freien wurden Dienstgüter übertragen, während die deutschen Bauern in Zinsdörfern angesetzt wurden. Das bisher bebaute Land wurde den Preußen überlassen; der deutsche Siedler mußte seine Arbeit zunächst mit der Rodung des Waldgebietes beginnen. Es war nur natürlich, daß ihm deshalb gegenüber den Preußen eine bessere Rechtsstellung eingeräumt wurde; doch haben sich diese Unterschiede im Laufe der Zeit allmählich verwischt.

In Pommerellen waren die ersten Grundlagen einer deutschen Siedlung bereits von den Zisterzienserklöstern geschaffen, ebenso hatten die einheimischen Fürsten einzelne Dörfer mit deutschem Recht bewidmet. An diese Anfänge konnte der Orden anknüpfen; dabei war es ihm vor allem darum zu tun, die Grenzgebiete durch deutsche Besiedlung zu sichern. So wurde im Westen an der pommerschen Grenze eine Reihe von Zinsdörfern angelegt, vor allem aber wurde der Südrand gegenüber Polen von deutschen Siedlern erfaßt, während sich im Inneren, im Gebiet der Tucheler Heide, die einheimische Bevölkerung der Kaschuben noch länger hielt. Etwa gleichzeitig wurde im Mündungsgebiet der Weichsel durch die Eindeichung des Werderlandes fruchtbares Neuland für deutsche Bauern gewonnen. Bereits am Ende des 14. Jahrhunderts war Pommerellen damit weitgehend deutscher Kulturboden geworden.

Der Orden leitete diese Siedlungsarbeit von seinen Komtureien aus, die wie ein fein verästeltes Netz das Land überzogen. Die Abgrenzung der einzelnen Verwaltungsgebiete erwies sich später als so zweckmäßig, daß sie an einzelnen Stellen noch heute in der Kreiseinteilung fortlebt. Im Kulmer Land und den übrigen älteren Ordensgebieten waren diese Komtureien verhältnismäßig dicht angelegt. In Pommerellen wurden Schwetz, Tuchel, Schlochau, Mewe, Danzig und die Vogtei Dirschau geschaffen. In der Regel waren sie mit 12 Brüdern, an deren Spitze der Komtur stand, besetzt. Die Ordensburg war der Sitz einer solchen Komturei. Der Typ dieser Ordensburg, wie er sich allmählich entwickelt hat, ist aus der Eigenart der Aufgabe des Ordens und dem Wesen der Landschaft erwachsen. Wie der Orden von mönchischen und ritterlichen Idealen getragen war, so verbanden seine



(Aufn.: Volk und Reich Bild)

Blick auf Mewe, Westpreußen

Schlösser die Burg mit dem Kloster. Von den Burgen übernahmen sie die Wehrhaftigkeit, vom Kloster die strenge Form, die ihren Reichtum nicht nach außen, sondern im Inneren entfaltet. So entstand die rechtwinklige Viereckburg, bei der vier Flügel einen geschlossenen Hof umgeben, als die geschichtliche Gestalt der Ordensburg. Diese Burgen, von der niedrigen, fast gedrungenen Burg Bütow an der pommerschen Grenze bis zur Hermannsfeste Narwa, die sich hoch über dem Ufer der Narowa als das äußerste Bollwerk der deutschen Macht an der Ostsee erhebt, zeugen noch heute, obwohl sie vielfach nur in Ruinen erhalten sind, von dem Herrschaftswillen, der diese Gemeinschaft beseelte. Bei aller Gleichmäßigkeit sind sie doch von einem vielseitigen Gestaltungswillen geschaffen. Neben den schlichten Komtursburgen Gollub, Rheden und Schwetz stehen die mehr schloßartigen Kapitelshäuser in Marienwerder oder Allenstein. Nur die Marienburg, die als Sitz des Hochmeisters besonderen repräsentativen Zwecken diente, weicht nicht nur durch die Größe der Ausmaße, sondern durch die ganze Anlage der verschiedenen miteinander verbundenen Schlösser von dem üblichen Bilde ab.

Neben der ländlichen Siedlung steht in der Planung des Ordens von Anfang an, stärker als sonst in der ostdeutschen Kolonisation, die Stadt. Auch im Ordensland ist sie wie im ganzen Osten rein deutschen Ursprungs. Am Ende des 14. Jahrhunderts zählte man im Ordensland neben 1400 deutschrechtlichen Dörfern etwa 93 Städte; gerade das Weichselland war städtereicher als die östlichen, von der Siedlung neugewonnenen Gebiete. Unter der Ordensherrschaft konnte seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts vor allem Danzig seinen Handel rasch entfalten. Er führte jetzt bis nach England, Flandern und dem Niederrhein. Neben Danzig stehen Elbing und Thorn als die wichtigsten Handelsplätze. In Thorn war neben der ersten Anlage der Altstadt bald eine Neustadt entstanden; von Thorn gingen sechs Handelsstraßen aus, es behielt auch in der Folgezeit den Vorrang im Handel nach Polen. Elbing hatte seine führende Stellung im Seehandel bald an Danzig abgeben müssen, insbesondere verschob später der Durchbruch eines neuen Mündungsarmes der Weichsel nach Westen das Schwergewicht zugunsten Danzigs. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde

in Danzig der Grundstein zur Marienkirche gelegt; bald darauf wurde mit dem Bau des Rathauses und des Artushofes begonnen, während das Krantor in seiner jetzigen Gestalt erst im 15. Jahrhundert entstanden ist. Die Bevölkerung der Stadt nahm rasch zu, zu Beginn des 15. Jahrhunderts betrug sie etwa 20 000, dabei war diese Bevölkerung schon damals rein deutsch. Kulm, einstmals zum Vorort der preußischen Städte bestimmt, hat später seine anfängliche Bedeutung verloren. Zusammen mit Marienburg, Königsberg und Braunsberg bildeten diese vier älteren Städte die Gruppe der preußischen Städte im Bunde der Hanse. Sie haben dabei oft unabhängig vom Orden eine eigene Politik getrieben. Als die Hanse im Jahre 1367 dem Dänenkönig Waldemar den Krieg erklärte, nahmen an ihm die preußischen Städte, dagegen nicht der Orden teil. Im siegreichen Frieden von Stralsund im Jahre 1370, erhielten die preußischen Städte wie die übrigen Hansestädte auf der Halbinsel Schonen eine eigene Niederlassung zum Heringsfang, die sie einem Vogt unterstellten. Der Orden hatte inzwischen freie Hand im Kampf gegen Litauen. Im gleichen Jahr, in dem Waldemar von Dänemark die Friedensbedingungen der Hanse annehmen mußte, konnte der Hochmeister Winrich von Kniprode ein litauisches Heer vernichtend schlagen. So bedeutete das Jahr 1370 in gleicher Weise den Höhepunkt in der Geschichte der Hanse und des Ordens.

Dieses Nebeneinander von Ordensregiment und Hansestädten barg aber zugleich auch den Keim zu späteren Konflikten in sich, besonders als der Orden in steigendem Maße begann, selbst Handel zu treiben, um die reichen Mengen des Getreides und Wachses sowie des Bernsteins, die den Ordensspeichern als Abgaben zuflossen, verwerten zu können. Dank der strengen und genauen Rechnungsablegung, die der Orden in seiner Verwaltung forderte, ist es uns möglich, diesen Eigenhandel in seinen Eigenheiten deutlich zu erkennen. Die oberste Leitung lag in den Händen der Großschäffer in Königsberg und Marienburg; ebenso wie der Handel der Hansestädte führte er im Westen bis nach Flandern, wo insbesondere der ostpreußische Bernstein reichen Absatz fand, im Osten und Norden bis Nowgorod, dem großen russischen Pelzmarkt. Dieser Ordenshandel beschränkte sich im Laufe der Zeit nicht auf den Absatz eigener Erzeugnisse, sondern dehnte sich auch auf den Kauf und Verkauf von Rohstoffen aus. Da er dank seiner starken Zentralisierung den Handel seiner Untertanen zu überflügeln drohte, kam es gegen Ende des 14. Jahrhunderts zu immer erneuten Klagen der Städte. So zeichneten sich schon damals, während der Orden noch nach außen auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, bereits im Inneren neue Spannungen ab.

Gefahrvoll wurde seine Lage, als sich drohend im Osten das polnisch-litauische Großreich erhob. Der Übermacht dieses Reiches war der Orden in der Schlacht bei Tannenberg vom Jahre 1410, in der 200 Ritter mit dem Hochmeister im tapferen Kampf ihr Leben ließen, nicht gewachsen. Mit bewegten Worten schildert uns der Ordenschronist die Schlacht: „Hätte das Ordensheer den Feind sofort angegriffen, so hätten die Ritter Ehre und Gut erwerben können. Das geschah aber leider nicht; denn die Ordensritter wollten wohl auf die Vorbereitung der anderen warten und ritterlich mit ihnen kämpfen. Der Marschall sandte dem König der Polen durch Herolde zwei bloße Schwerte, daß er nicht untätig im Walde liegen solle, sondern das Heer ins Freie führe, um mit ihnen zu kämpfen." So erlag hier mit dem Orden zugleich die Kampfesart des germanischen Ritters, der vornehm seinen Gegner zum Kampfe fordert, dem Massenaufgebot des modernen Söldnerheeres. Auch der Verrat aus den eigenen Reihen des kulmischen Adels hatte die Schlagkraft des Ordens im entscheidenden Augenblick des Kampfes geschwächt.

Es war dem entschlossenen Eingreifen des jungen Ordenskomturs Heinrich von Plauen zu danken, wenn die Marienburg gerettet wurde und im Thorner Frieden von 1411 der Besitzstand des Ordens gewahrt werden konnte. Der Versuch, den Heinrich von Plauen als Hochmeister unternahm, die allmählich etwas starr gewordenen Formen des Staates mit neuem Leben zu erfüllen, indem er zuverlässige Edelleute, Bürger und Freibauern als seine

Berater heranzog, fand bei den Brüdern wenig Verständnis. Durch die Freunde eines faulen und bequemen Friedens unter Führung des Ordensmarschalls Küchmeister wurde er abgesetzt und verhaftet. Die Kluft zwischen dem Orden und den Ständen hat sich in der Folgezeit, als die ständische Bewegung vom Altreich immer stärker nach Preußen übergriff, nur noch vertieft. Adel und Städte schlossen sich zum Preußischen Bund zusammen und forderten ihre Mitwirkung am Staatsregiment. Das ungeschickte Verhalten eines Hochmeisters führte zum Bruch, die Stände riefen 1454 die Polen ins Land. Über ein Jahrzehnt lang dauerten die Kämpfe. Auf sich allein gestellt, konnte der Orden nicht Sieger bleiben, wenn er auch zunächst die Polen in offener Feldschlacht geschlagen hatte. Im zweiten Thorner Frieden von 1466 mußte er Danzig und Pommerellen an Polen abtreten. Aber nicht durch den äußeren Feind, sondern durch den inneren Gegner, die kurzsichtige Politik der Stände, die sich bald rächen sollte, ist er in diesem Ringen besiegt worden. Die Ritter waren, von einzelnen Schwächlingen abgesehen, echte Kämpfer geblieben; es macht die Tragik dieser Entwicklung aus, daß sich weder im Reich noch in Preußen eine starke Persönlichkeit fand, die die streitenden Parteien miteinander versöhnen und eine neue Ordnung heraufführen konnte, die den Wandlungen in Aufbau und Wirtschaft, die sich im Ordensstaat wie in allen deutschen Territorien damals vollzog, gerecht wurde. Die Reichsgewalt vollends ließ ihre Vorposten im Stich. Ebenso wie der Niedergang der Hanse vollzog sich der letzte Kampf des Ordens ohne Anteilnahme des Reiches. Als Albrecht von Brandenburg im Jahre 1525 den Ordensbesitz in ein weltliches Fürstentum umwandelte, um so wenigstens Preußen als deutschen Staat zu retten, fiel ihm Kaiser Karl V. mit der Erklärung der Reichsacht in den Rücken. Und doch sollte diese Umwandlung die Verbindung mit dem aufstrebenden Hohenzollernstaat der Mark knüpfen, die später die Rettung Preußens herbeiführte.

Das Werk des Ordens war aber auch im Weichselland in anderthalb Jahrhunderten so gefestigt, daß es durch die polnische Fremdherrschaft nicht erschüttert werden konnte. Die Stände mußten bald erkennen, daß der polnische Übergriff ihnen nicht Frieden, sondern Kampf gebracht hatte. Gerade die Bürger und das Bauerntum des Weichsellandes haben ihr Volkstum gegenüber allen Versuchen, die Sonderstellung Pommerellens zu beseitigen, zäh verteidigt. Was in den nächsten Jahrhunderten an der Weichsel an geistigen und wirtschaftlichen Leistungen entstand, ist ihnen zu verdanken; sie sind hier Träger der Kultur geblieben, bis es der neuen Großmacht Preußen gelang, diese Lande wieder dem Reiche zu gewinnen.

Wo haben denn die in dem äußersten Norden wohnenden Völker ihre sinnreichen Köpfe und Künste, die ein jeder bewundern muß, bekommen? Haben sie sie auch von den Römern und Griechen? Soll ich solchen präjudicieusen (vorurteilsvollen) Leuten wohlmeynend raten, so will ich ihnen den Raht ertheilen, daß sie doch einmal die nützlichen Erfindungen der so genannten Barbaren, nach dem Zeugnisse der Griechen selbst erwegen, und mit den Erfindungen der ruhmredigen Griechen und Römer vergleichen, so werden sie finden, daß jene einen großen Vorzug haben. Johann Christoph Cleffel aus Schleswig, 1733

Stabkirchen, die mittelalterlichen Meisterwerke germanischer Holzbaukunst

Von Otto Stelzer

3. (Schluß)

Der Eindruck einer Stabkirche auf den empfänglichen Betrachter ist mächtig und wunderbar. (Abb. 9.) Sie staffelt und steigert sich in den Himmel hinein, oder sie zieht rauschend dahin wie ein Schiff. Im Innern umgibt sie uns mit ihren Stämmen wie ein seltsam erstarrter Wald. Der Blick verschwimmt in der Dämmerung des Dachgefüges, oder er bleibt an der bizarren Maske eines grobgeschnitzten Kapitells hängen.

Verwunderlich ist ihr Anblick. Eigenartig und einmalig ihre Erscheinung. Das macht es uns schwer, sie in gewohnter Weise systematisch zu untersuchen, doch soll es versucht werden.

Die Stabkirche ist ein kompliziertes Gebilde. Einer der Grundgedanken seiner Gliederung heißt Durchdringung. Die Giebelstücke der kleinen Vorhallen durchdringen die Pultdächer. Die Eckstäbe des „Mittelschiffes" durchstoßen die Dächer des Umganges, die Eckpfosten des Umganges wiederum die Dächer der Galerie. Welche Folgerichtigkeit liegt in dem vielfältigen Übereinander einunddderselben, sich nur immer weiter verkleinernden Bauform!

Das zweite Wort heißt Staffelung. Das ist wie ein feines Verästeln, dieses stufenweise Gewinnen der Höhe. Im engen Bezug aller Teile aufeinander äußert sich das Bauwerk als Organismus, als Kunstwerk aus einem Guß.

Die Kirche von Gol läßt sich bequem mit einem gleichschenkligen Dreieck umschreiben. Jeder maßgebende Kontur ist eine Schräge. Sind wir genauer, so finden wir eine vielfältig und stumpfwinklig gebrochene Umrißlinie. Sie beginnt unmittelbar am Boden, schlägt im Svalgangdach sofort die Schräge ein. Kaum sichtbar unterbrechen ganz kurze Vertikalen die diagonalen Blicklinien.

Ja, hier herrscht geradezu „Schrägtrieb". Die Diagonale vergewaltigt Waagerechte und Senkrechte. Dem rechten Winkel wird ausgewichen. Spitzwinklig sind die Giebel der Dächer. Stumpfwinklig stoßen die verschiedenen Dachgebilde aufeinander. Die frontale Betrachtung ist nicht erschöpfend. Schrägeinstellung fordert der Bau heraus. Zur Übereckansicht bietet er sich an (Abb. 3 u. 6).

„Schrägtrieb", „Diagonaldrang" beseelt den Bau im Großen wie im Kleinsten. Schräg streben die Drachenhäupter vom Giebel weg, schräg sind die Schindeln der Bedeckung geschnitten, schräg sind sie abgefaßt. In Gol sind sogar die Planken der Umwandung mit Nut und Feder schräg verspundet (geklinkert, wie man im Bootsbau sagen würde).

Im Innern schließt der Raum nicht horizontal wie in den frühromanischen Kirchen. Wir blicken in den Dachstuhl hinein. (Abb. 10.) Ein kompliziertes Verstrebungssystem ruft den Anschein hervor, als bewegten sich die Wände innerhalb des Daches schräg aufeinander zu und verschränkten sich. Im kleinen erscheint das Diagonalkreuz im „Triforium", den „Skorden" und anderswo.

Ich habe an anderer Stelle ausgeführt[13]), daß es nur zwei große Stilepochen gibt, die die Diagonale als herrschende Komponente in allen Gliederungsvorgängen bevorzugen, nämlich die Spätphase der jüngeren Steinzeit und die Gotik. Der vielgerühmte „Vertikaldrang" der Gotik ist, sehen wir genau zu, weit weniger wichtig als ihre Liebe zur D i a g o n a l i t ä t. In ihr aber unterscheidet sie sich grundsätzlich von der vorausgehenden „Romanik", der Epoche der Horizontale und Vertikalen, des Rechten Winkels, der Frontalität.

[13]) Wesen und Wandlung tektonischer Gliederung von Fläche (Wand) und Raum. Diss. Berlin 1939.

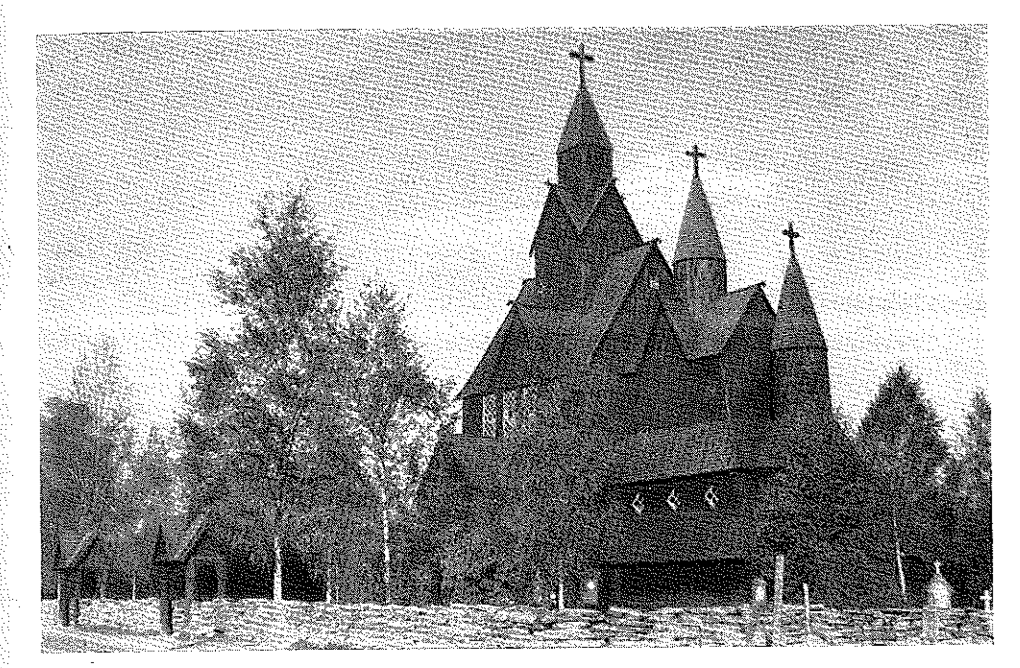


Abb. 9. Kirche von Heddal (Hitterdal), Telemark

Es überrascht uns also nun die Tatsache, daß die in noch „romanischer" Zeit gebauten Stabkirchen ihrem Wesen nach der Gotik verwandt zu sein scheinen.

Aber Diagonalität ist nicht die einzige Eigenschaft der Gotik. Gotik auf eine Formel gebracht, heißt mit einem Ausdruck P i n d e r s: „Weggliederung der Masse durch die Linie". Damit ist die Erstattung des Massenbaues durch den Glieder- und Gerüstbau ebensogut ausgedrückt, wie der Verzicht auf plastische Massivformen.

Wir hatten nun schon mehrfach Gelegenheit, auf die Stabkirche als einen konstruktiv außerordentlich gut und geschmeidig ausgeführten Gerüstbau hinzuweisen. Masten tragen — untereinander auf das sorgfältigste verstrebt — das Dachgefüge. Die im Stabwerk ausgeführten Wände tragen nicht, sie umschließen nur wie ein Mantel die Kirche. Sie haben, genau wie in der Gotik, keine tragende, sondern nur eine raumschließende Funktion. Die tragenden Teile sind die Innenstützen. Ausgenommen natürlich bei einschiffigen Kirchen sind die „Hjörnestaver" weniger Träger als vielmehr Druckempfänger. Es ist nämlich der Mittelraum mit dem Syllbalken der Umgangswände als Mittel gegen den Winddruck sorgsam versteift und verstrebt. (Abb. 11.) Unterhalb des Umgangdaches gehen „Strebebögen" von der Außenwand zum „Triforium" der inneren Stützenreihe. Hier entsinne man sich, daß ja die Urformen der gotischen Strebebögen in ganz ähnlicher Weise im Dach der Seitenschiffe versteckt waren, das geschah in den normannischen Bauten der Übergangszeit in der Normandie und in England (z. B. Durham). Hier ergeben sich unmittelbare Parallelen. Der schräge Angriff auf einen lotrecht wirkenden Druck, das Prinzip der Strebebögen also, wird in der Stabkirche schon im Dachstuhl durchgeführt, um nicht zu sagen vorweggenommen. Der Dachstuhl der Stabkirchen scheint einzigartig in der Welt zu sein und nur da vorzukommen, wo eine unmittelbare Verbindung zu ihnen ohne weiteres denkbar ist. (Abb. 5 und 10.) Die den Raumeindruck störenden „Hahnebalken" werden mit Hilfe schräger Streben umgangen und es entsteht jener Eindruck, den wir schon beschrieben, ein unklarer Abschluß nach oben, ein schräges Aufeinanderzu der Wände — die Sparren entsprechen genau den Masten — ein Eindruck, der von dem eines Kreuzrippengewölbes, des spitzbogigen zumal, gar nicht so verschieden ist.

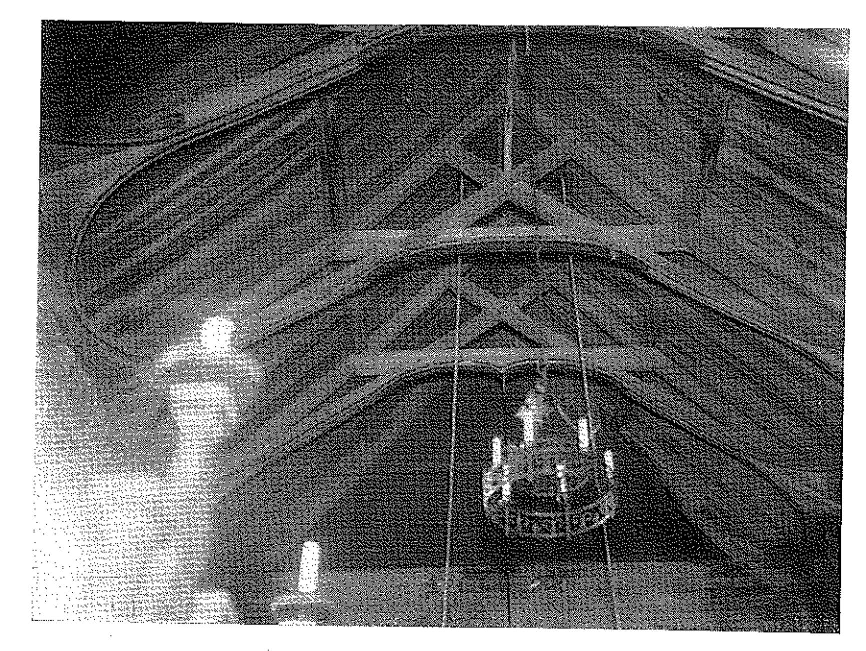


Abb. 10. Dachstuhl der Hidsborg-Kirche

Nach alledem aber gehört nur noch wenig Mut dazu, ein Ergebnis festzuhalten. Die Stabkirchen stellen sich uns als die Vertreter eines der Gotik ebenträchtigen Stiles, den ich die „heimliche Gotik“ nenne.

4.

Wir sind dabei weit davon entfernt, etwas Neues auszusprechen. Wir haben Strzygowski genannt, der u. a. auch die Stabkirchen heranzog, um die Gotik zu „erklären“. Vor ihm muß der Zeitgenosse Dahls, der Deutsche Minutoli, erwähnt werden, der schon in der Mitte des 19. Jh. sich getraute, die ganze große Gotik von den kleinen Stabkirchen abzuleiten[14]). Dietrichson muß darüber laut lachen, kann aber nicht umhin, zuzugeben, daß in der Tat die Stabkirchen irgendwie an die Gotik anklingen. Mit der ganzen Voreingenommenheit seines humanistischen Denkens beschwert, mußte es ihm naturgemäß unmöglich sein, dieser Erscheinung größere Bedeutung zuzumessen. Aber auch die viel besser fundierten, geistvollen Theorien, mit denen Strzygowski die kunsthistorische Öffentlichkeit beunruhigte, wurden weniger, als sie verdienen, beachtet. Teilweise begegnete man ihnen aber auch mit guten Gründen. Schließlich hat die Gotik alle ihre Voraussetzungen in sich selbst, d. h. sie entwickelt sich evolutionistisch aus der vor ihr liegenden Stilepoche der sogenannten „Romanik“. In dieser liegen alle ihre Keime. Schrit für Schritt läßt sich verfolgen, wie im Steinbau selbst der Weg vom Massenbau zum Gliederbau zurückgelegt wird, wie auch erst schüchtern, dann mit immer größerer Deutlichkeit die Diagonale sich geltend macht. Selbst wenn wir in verschiedenen Einzelformen wirklich versteinerte Zimmermannsarbeit vermuten dürfen, wir bedürfen des Holzbaus nicht, um das Kommen der Gotik zu begreifen.

Umgekehrt läßt es sich aber auch nicht machen, die Stabkirchen von der Gotik abzuleiten. Denn um 1150 ist in Borgund das Stabkirchensystem schon voll und ganz entwickelt, erlebt hier seinen Höhepunkt, während — in St. Denis — um dieselbe Zeit die Gotik sich eben erst zu entfalten beginnt. Außerdem fallen auf Grund der geschilderten engen Beziehungen zwischen Handwerk und Kunstform solche Möglichkeiten von vornherein weg.

[14]) Freiherr von Minutoli, Der Dom zu Drontheim und die mittelalterlich-christliche Baukunst der skandinavischen Normannen, Berlin 1853.

An dem hier aufgeworfenen Problem müssen also dem Einflußtheoretiker alle seine Felle wegschwimmen.

Eins freilich läßt sich nicht bestreiten. Wenn Frankl z. B. seine berühmte Frage stellt, warum die Gotik gerade in der Normandie und nicht anderswo entsteht, so läßt sich jetzt eine Antwort geben, dieselbe, die schon Strzygowski erteilt hat. Holzbau ist zwar durchaus nicht immer Stützenbau, er ist aber seiner Natur nach entschieden **mehr** Stützenbau als der Steinbau. Die Gotik mit ihren Stützen und rundplastischen Vorlagen erinnert an eine Einstellung, die wir etwa als „Balkendenken“ bezeichnen könnten. Daß die gotischen Keime zuerst in der Normandie aufgehen, im Lande der von Skandinavien kommenden Wikinger, mag dadurch genügend erklärt sein, daß diese im „Balkendenken“ viel besser geschult waren als ihre mitteleuropäischen Nachbarn, die schon mit Karl d. Gr. Holz durch Stein verdrängen ließen, während sich in Norwegen Könige um den Holzbau kümmerten. Das wird geholfen haben, das Erscheinen der Gotik zu beschleunigen, grundsätzlich aber müssen wir der Steingotik dieselbe Unabhängigkeit zubilligen, die wir für den Holzbau fordern.

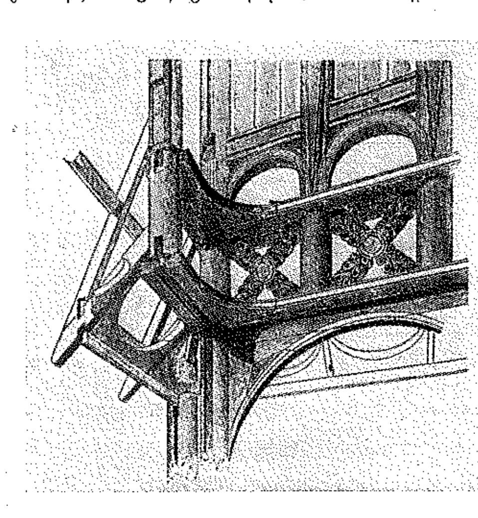


Abb. 11. Verstrebung der Mastenkirche (nach Strzygowski)

Es scheint demnach eine sehr geheimnisvolle Verwandtschaft zu sein, die zwischen der Steingotik und der „heimlichen Gotik“ der Stabkirchen besteht. Wenn wir den Versuch machen, das Geheimnis zu entschleiern, stoßen wir erst auf das eigentliche, größere Geheimnis, das wir wohl niemals völlig entschleiern können, das Geheimnis der **Stilwandlungen**. Stellt die Gotik eine Stilepoche dar, die eine bestimmte, ganz anders geartete Stilepoche zur Voraussetzung hat, so wäre interessant, zu wissen, ob dies für die Stabkirchenepoche ebenso gilt, oder nicht. Wir fragen darum: Was ging voraus?

Es liegt da nur ein so überaus spärliches Material vor, daß die jetzt zu schildernden Vorgänge wohl immer Hypothese bleiben werden. Sie seien trotzdem ausgeführt. Daß wir von Stabkirchen des 11. Jh. so wenig wissen, ist an sich verständlich, ist es ja doch ein genaues Wunder, daß vom 12. Jh. ab Holzkirchen noch so zahlreich vorhanden sind. Besonders, daß wir in Norwegen die Vorformen nicht finden, leuchtet ohne weiteres ein. Sie sind durch spätere Bauten, eben die, von denen wir wissen, erstattet worden. Wir brauchen nur auf Urnes, Torpe u. a. hinzuweisen, die noch einen alten Baukern haben. Reste von Stabkirchen des 11. und frühen 12. Jh. kennen wir aber von Schweden und in einem Falle von England. Ekhoff[7]) hat mit Hilfe vieler erhaltenen Teile eine so gute Rekonstruktion des frühen Typus vermittelt und dieser stimmt so überein mit dem Bild, das wir uns von Urnes I, Aal u. a. machen müssen, daß wir doch nicht so ganz mit leeren Händen dastehen. In Greenstead (Essex) wie in Hemse (Gotland) (Abb. 12) bestehen die Stäbe aus groben mächtigen Schnittlingen, eigentlich aus nur einmal gespaltenen Stämmen. Sie sind lückenlos zusammengefügt und bilden durchaus eine reale Wand, die gewiß nicht nur die Aufgabe der Raumabschließung, sondern auch tragende Funktion gehabt haben muß, selbst dann, wenn ein inneres Stützensystem vorhanden war (Maria Minor in Lund). Auch dadurch wird die Wand in ihrer Eigenschaft als zusammenhängende Fläche betont, daß man sie zum Träger gleichsam aufgelegter Ornamente macht, wie in den entwickelten Stabkirchen des 12. und 13. Jh. niemals der Fall, weil hier

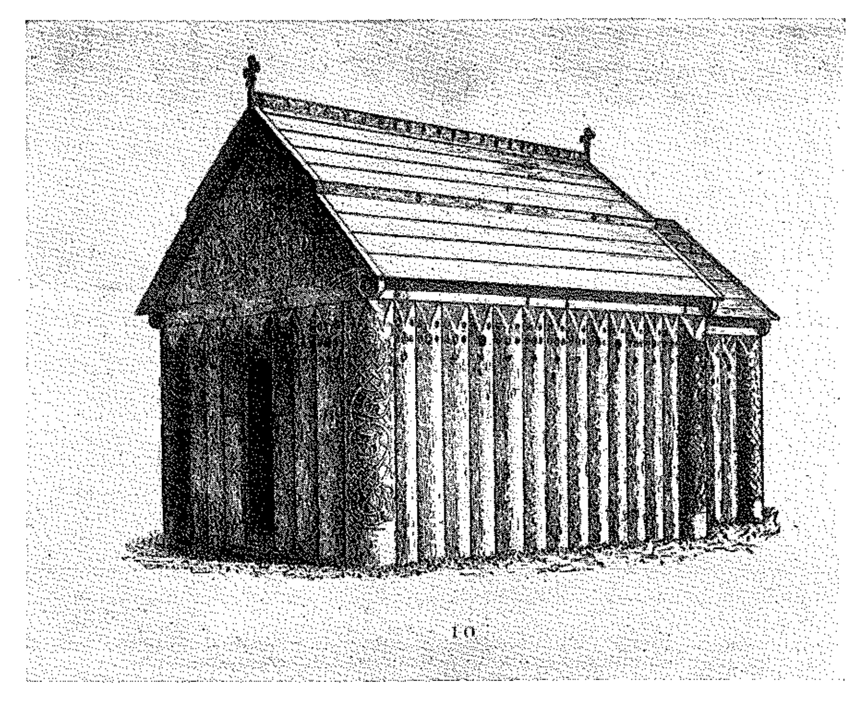


Abb. 12. Rekonstruktion der Stabkirche von Hemse, Gotland (nach Ekhoff)

die Wand eben nur als Haut gespannt war. Von einem übermäßigen Gebrauch der Diagonalen kann bei den frühen Typen keine Rede sein. Der Baukörper ist ein sehr einfaches, stereometrisches Gebilde, Durchdringungen und Überschneidungen sind noch unbekannt.

Das alles sind Anhaltspunkte für die Annahme, daß vor unserer, der Gotik gleichgearteten Stabkirchenepoche eine der „romanischen“ Epoche verwandte Zeit lag, mit der wir am Anfang einer ganz jungen Entwicklung stehen, am Eingang zum Mittelalter, nicht am Ende der Vorzeit. Die zweite Phase dieser Entwicklung haben wir in den noch erhaltenen Stabkirchen greifbar vor uns, die nächsten Stufen stehen schon im Zeichen der erfolgten Vereinigung des Holzbaues mit dem Steinbau und sind in diesem zu suchen.

Das Ornament der Stabkirchen Hemse oder Urnes, deren entwicklungsgeschichtliche Stellung völlig klar ist, widerspricht unserer Annahme nur scheinbar. Die Linie Oserbergstil, Borre-, Yellinge-, Ringeriks- und Urnesstil ist vollständig richtig und fügt also die Urnesornamentik der Wikingerzeit ein. Die Ornamentik der späteren Stabkirchenportale nimmt zwar viele Bestandteile aus anderen Kunstkreisen auf und zeigt damit ihren gefährlichen Entwicklungsstand deutlich an, ist aber noch immer eine unmittelbare Nachfahrin der Wikingerornamentik. Das „Große Tier“ ist noch immer da, vor allem aber sind, wenn nicht die Motive, so doch die gleiche ornamentale Einstellung, der gleiche ornamentale Geist am Werke. Die Stabkirchenornamentik bildet wirklich den allerletzten Ausklang der Vorzeit.

Die Ornamentik — aber nicht die Architektur.

Es ist doch seltsam, wie in unseren Stabkirchen mit Ornament gespart wird. Borgund ist ausgesprochen ornamentarm. Nur die Portale sind ornamentiert. Es ist also viel weniger Ornament da wie etwa in Urnes I. Als wir das künstlerische Äußere der Stabkirchen studierten, sahen wir, wie alles auf starke Linienwirkung berechnet war, aber auf Geradlinigkeit, auf schneidende Diagonalen, auf das Spitzige, niemals auf das Runde. Das sieht so ausgesprochen

im Gegensatz zum kurvenreichen, verschlungenen Ornament der Portale, daß dieser Widerspruch nur dadurch erklärbar wird, wenn Ornament und Baugliederung unmittelbar gar nichts miteinander zu tun haben. (Abb. 13.)

Das lange Leben der vorzeitlichen Ornamentik ist offenkundig. Genau so, wie im „Romanischen“ ein „Unromanisches“ steckt, wo — vermittelt über die langobardische Ornamentkunst — die Ornamentik doch auch das deutliche Nachleben der Völkerwanderungszeit darstellt, ist die Ornamentik der Stabkirchen der Architektur der Stabkirchen nicht stufengleich. Die Ornamentik ist ausklingende Vorzeit, die Stabkirche nicht.

Einschnitte, die ganz scharf und eindeutig sind, machen ja wir, aber nicht das Leben. So kann sich eine noch vorzeitliche Ornamentik über einen schon mittelalterlichen Bau ausbreiten, wie in der Stabkirche von Hemse, die genau so einen Anfang verkörpert, einen Epochebeginn, wie etwa die ottonische Baukunst bei uns.

Mit der „heimlichen Gotik“ der Stabkirchen stehen wir in der Zweiten mittelalterlichen Stilepoche. Sie ähnelt der Gotik, die nur wenig später auf dem Kontinente ihre Blüte erlebt, einmal weil diese Bestandteile des Holzbaus verarbeitet hat, besonders aber, weil sie einander stufengleich sind. Den Unkundigen mag es allerdings merkwürdig und seltsam zufällig berühren, wenn er glauben soll, in der Stille Norwegens entwickele sich etwas der Gotik so Ähnliches, und habe doch nichts mit ihr gemein als den vagen Begriff einer solchen „Gleichzeitigkeit“. Ihm ist es leichter, da er das Gesetzmäßige der vorliegenden Wandlung nicht erkennt, an eine unmittelbare Beeinflussung zu glauben.

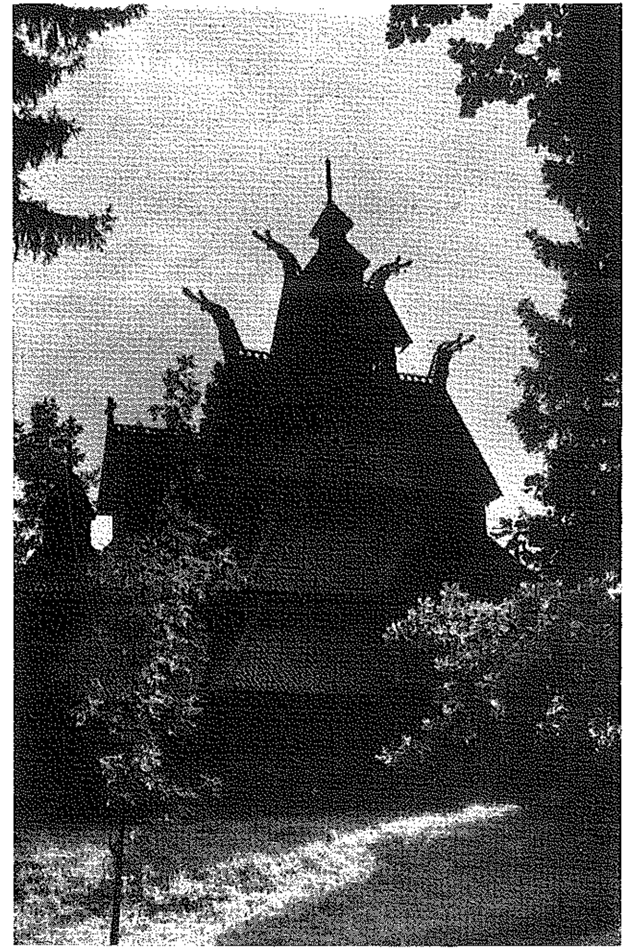


Abb 13. Südportal der Kirche von Heddal (Telemark)

Nur kurz sei hier erwähnt, was a. a. O.[18]) ausführlicher begründet werden konnte: Ein gewisser Rhythmus waltet in der Entwicklung der nordischen Kunst. Nirgends besser ist er wahrzunehmen als in der Wand- und Raumgliederung. Schon im Neolithikum beginnt die Kunst mit Horizontal-Vertikalgliederung auf den Gefäßen. Diese sind vollplastische Gebilde. In der nächsten Epoche wird die Gefäßwand aufgelöst tatsächlich wie zu einer Art Stützensystem. Gleichzeitig erscheint die Diagonale und erringt sich größte Geltung. Die gleiche Wahrnehmung machen wir nach dem Ende der Vorzeit an Hand mittelalterlicher Architekturgliederung im Steinbau, und an eine ähnliche Entwicklung glauben wir auch den Holzbau, die Stabkirchen, gebunden.

Damit würde das stilistische Gesicht dieser bemerkenswerten Holzbauten erklärt sein, ohne daß zu Zwangsmaßnahmen gegriffen werden muß, wie immer geschieht, wenn wir einen unmittelbaren Einfluß vom oder zum Steinbau suchen.

Was aber uns Deutsche, was die Germanen auf dem Kontinent die Stabkirchen angehen, ist viel. Ihr Habit ist skandinavisch. Ihr Wesen muß gemeingermanisch sein. Wir wissen



Aufn. des Verf. (6)

Abb. 14. Stabkirche von Gol

von einer ähnlich gearteten Holzkirche aus Straßburg, wir haben einen Bericht des Fortunatus über einen sehr verwandten Holzbau in Trier u. a. m. Die skandinavische Sonderstellung darf nicht übertrieben werden. Die Beziehungen zum Schiffsbau hat man stark überschätzt. Gewiß erinnert die Art der Reiswerkwände, insbesondere der „geklinkerten", an die Plankenwand eines Bootes, aber es ist übertrieben, wenn Dietrichson das Stabkirchendach einfach ein über Wände gekipptes Wikingerboot nennt. Soviel Ähnlichkeit mit einem Boot hat dann jedes Dach, das Stabkirchendach nicht mehr als ein anderes. Wie der Mastenbau mit der Schiffsbaukunst zusammenhängen soll, wie oft behauptet wird, ist mir schleierhaft. Die Wikingerboote hatten nicht mehr als einen Mast, und wie soll der mit dem Mastenbau der Kirchen in Zusammenhang gebracht werden? Höchstens an die Stabkirchen mit Mittelmast könnte gedacht werden, sonst aber ist es naheliegender, auf die inneren Stützenreihen eisenzeitlicher Hallen hinzuweisen, von deren Vorhandensein wir wissen, noch ehe uns ein einziges Schiff mit Mast überliefert ist.

So mögen wir kontinentalen Germanen einen in Einzelheiten der Bauweise abweichenden Holzbau gehabt haben (Spundbau statt Stabbau), die Beziehungen, ja unsere Abhängigkeit vom Nordgermanentum gerade in der fraglichen zweiten Hälfte der Völkerwanderungszeit, in die doch die frühesten Keime der Stabkirchen zurückgehen müssen, ist immerhin so groß, daß wohl mehr Gemeinsames als Trennendes vorhanden war. Aber vom Kunstbau in Holz sind uns auf dem Festlande nicht einmal Spuren erhalten geblieben. Hier bietet uns der Norden einen Ersatz und gibt uns, ungetrübt durch fremde Beeinflussung, eine Vorstellung von dem, was die abendländisch-nordische Baukunst der Antike n i c h t zu verdanken hat. Die Gotik zumal ist uns genau in dem Maße eigen, wie sie den Stabkirchen verwandt ist. Aber noch heute versucht man die Gotik nach dem Süden zu orientieren. Rom und der Orient mußten Pate stehen. Auch auf diese Frage haben uns die Stabkirchen viel zu antworten. Wir erkennen in ihnen Kronzeugen des Germanischen in der Baukunst. Sie sind trotz der Zeichen heimisch-skandinavischer Sonderstellung, ja gerade deshalb beste Repräsentanten des Gesamtgermanentums und in diesem Sinne auch unser Ahnenerbe.

Ein Beitrag zum Verstehen der „romanischen" Kunst

Von Peter Paulsen

Im Prussia-Museum in Königsberg befinden sich wertvolle Schmuckstücke aus einem Frauengrab des Wikingerfriedhofes in dem Wäldchen Kaup bei Cranz. Zwei doppelschalige ovale Schalenspangen, die dem 10. Jahrhundert zuzuschreiben sind, waren einst an beiden Achseln der Frau befestigt, um das Kleid oder ein Schultertuch zu heften. Zu diesem Schmuck einer vornehmen Wikingerfrau gehörten im allgemeinen noch eine Kleeblattfibel oder gleicharmige Fibel als Brosche auf der Brust oder auch ein Hängeschmuck an der Halskette. In diesem Frauengrab der Kaup aber befand sich statt dessen eine Zierplatte, die unsere besondere Aufmerksamkeit verdient (Abb. 1). Die Platte ist 13 cm lang und 4 cm breit. An dem einen Ende ist sie abgerundet, an dem anderen rechtwinklig abgeschlossen. Sie besteht aus Bronze, ist allseitig versilbert und auf der Schauseite noch vergoldet. Auf der Mitte der einen Kante ist ein Öhr angebracht. Ihre Rückseite trägt Nadelhalter mit Nadel und Öse, mittels derer die verzierte Platte befestigt war.



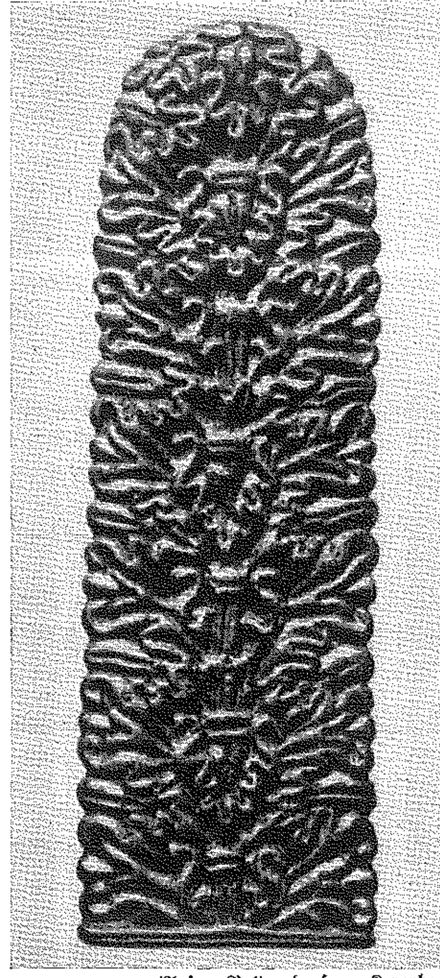
(Aufn.: Prussia-Museum, Königsberg, Pr.)

Abb. 1. Kaup bei Cranz, Ostpreußen

Die Zierfläche ist durch eine Doppellinie eingefaßt, die Fläche selbst durch viereckige Knöpfe mit Punktkreisen und S-förmige Erhöhungen mit Einkerbungen aufgeteilt. Unter und zwischen diesen Erhöhungen schlängeln sich Doppellinien, die wie gekörnte Drähte anmuten. Aus jeder Ecke des rechteckigen Abschlusses klettern die Doppellinien empor und bilden zwischen jedem aufgeteilten Feld ein Schlingmotiv mit zurückgeschlagenem Bandende. Von diesen Schlingknoten gehen kreuzweise weitere Doppellinien aus, die jeweils in den Mittelfeldern eine Art offener Ringkette mit zurückgebogenen Zipfeln bilden. An jeder Stelle vor der Abzweigung sind auf den Doppellinien kleine Kreise angebracht. Die gekörnten Doppellinien und die kleinen Kreise erinnern an die Art des Filigrans auf vielen Zierscheiben des Nordens.

Wie sind nun aber die Form der Zierplatte und die Verzierung selbst zu erklären?

In Südwestskandinavien ist eine ganze Anzahl kleeblattförmiger Riemenbeschläge und Riemenzungen der gleichen Form wie der unseres Schmuckstückes aus der Kaup gefunden worden, die zur Hauptsache dem 9. Jahrhundert zuzuschreiben sind. (Ab-



(Aufn.: Nationalmuseum Kopenhagen)

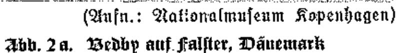
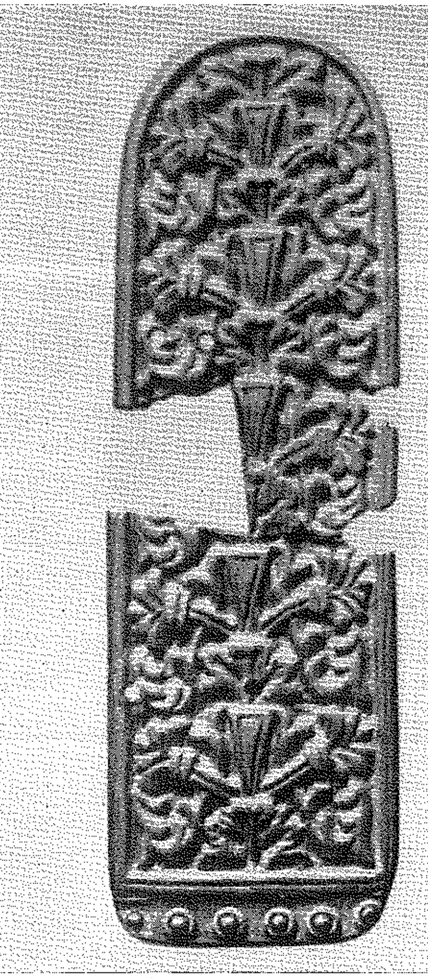


Abb. 2a. Vedby auf Falster, Dänemark



(Aufn.: Nationalmuseum Kopenhagen)

Abb. 2b. Alsen, Dänemark

bildung 2). Alle diese Beschläge sind mit dem Akanthusornament verziert. Da im Norden aber in jener Zeit nur das **Tierornament** als Zierweise herrschte, müssen diese Beschläge Einfuhrgut sein. Auf Grund der Verbreitung dieser gefundenen Beschläge läßt sich ganz deutlich der große Handelsweg des Nordens von Birka über Haithabu in das Niederrheingebiet verfolgen. Durch Vergleiche mit der fränkischen Buchmalerei, der Elfenbeinschnitzeri und mit Goldschmiedearbeiten kann man diese akanthusverzierten Beschläge ins 9. Jahrhundert setzen und als eine nordostfränkische Gruppe örtlich bestimmen. Die Mittelpunkte der Herstellung waren Fürstensitze und Klöster. Obwohl man geneigt ist, als solche Tours, St. Denis, Reims u. a. anzusehen, dürfte die Festlegung auf bestimmte Schulen noch nicht überzeugend bewiesen sein.

Wie vorhin erwähnt, sind dann diese Beschlagstücke nach dem Norden gelangt. Durchgangstor zum Norden war **Haithabu**, die Stadt, die die Verbindung mit den Rheingebieten besonders pflegte. Doch lassen durch die Ausgrabungen in Haithabu zutage getretene Gußformen und Bruchstücke derselben erkennen, daß die fränkischen Beschlagstücke dort zu Schmuck nach- und umgebildet worden sind. Der klassische Akanthus widersprach nämlich völlig der nordischen Ausdrucksweise, der Tierornamentik. Es erfolgte darum allmählich eine Umformung und Umprägung ins Arteigene, Nordische. Sollte auch im Norden der Pflanze als Ornamentmotiv eine größere Aufgabe zufallen, dann mußte der Künstler — wie bei dem Tier — auf ihren Bau und die Eigenart ihrer Gestaltung mehr Gewicht legen, sich in ihre Natur hineindenken, bevor seine Phantasie die Stilisierung vornahm (Abb. 3). Er mußte die Pflanze mit ihren Einzelheiten als einen Organismus ansehen, dessen Formen bestimmte Gesetze innewohnen. Diese mußten beobachtet werden, soviel Freiheit bei der Ausgestaltung des Vorbildes und bei seiner Ab- und Umwandlung der Phantasie auch zugestanden werden konnte. Bei dieser Umgestaltung des Vorbildes kann man in gleicher Weise wie bei der Tierornamentik die Neigung beobachten, die Formen zu spalten, zu betonen oder zu vervielfältigen, das Vorbild abzuwandeln und leere Flächen und Winkel zu füllen. Die Bewegung der Ranke blieb noch dieselbe. Das dreizipflige Blatt wurde zweizipfelig. Dabei wurde das kleinere

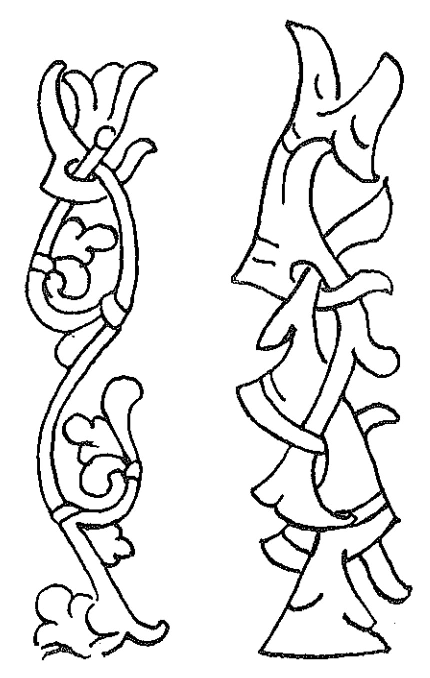


Abb. 3a. Zeichnungen auf Beschlägen des Schreines von Bamberg

Blatt meistens durch einen Schwung nach außen und eine zeichnerische Einkerbung in das größere betont. Das Winkelblatt fiel fort, und der Blattknoten wurde durch zwei Striche gekennzeichnet. Dieser Vorgang ist ebenfalls auf den Kleeblattfibeln und den zu Schmuckstücken umgewandelten Riemenzungen zu erkennen.

Teilweise ist das **Pflanzliche** auf diesen neuartigen Schmuckstücken durch zeitgemäße nordische **Tierornamentik** vollständig ersetzt worden. Aber das immer stärkere Nachrücken des Pflanzenornaments aus dem Frankenreich, das gleichsam das Christentum symbolisierte, war nicht mehr aufzuhalten, als im Norden im 10. Jahrhundert Bistümer erstanden und schließlich die christliche Lehre zur Staatsreligion erhoben wurde. Das wirkte sich zunächst an den Stätten aus, die handels- und machtpolitisch eine Rolle spielten, wie den Handelszentren Schleswig-Haithabu, Birka und der Insel Gotland sowie dem Königssitz Jellinge bei Vejle in Jütland und demjenigen in Norwegen.

Die Ausdrucksweise des fast zu Bandgeflecht stilisierten Pflanzenornamentes findet sich in einem Musterbeispiel auf unserem Schmuckstück

Abb. 3b. Schrein von Cammin

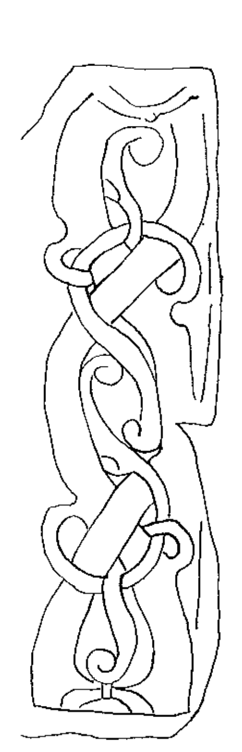
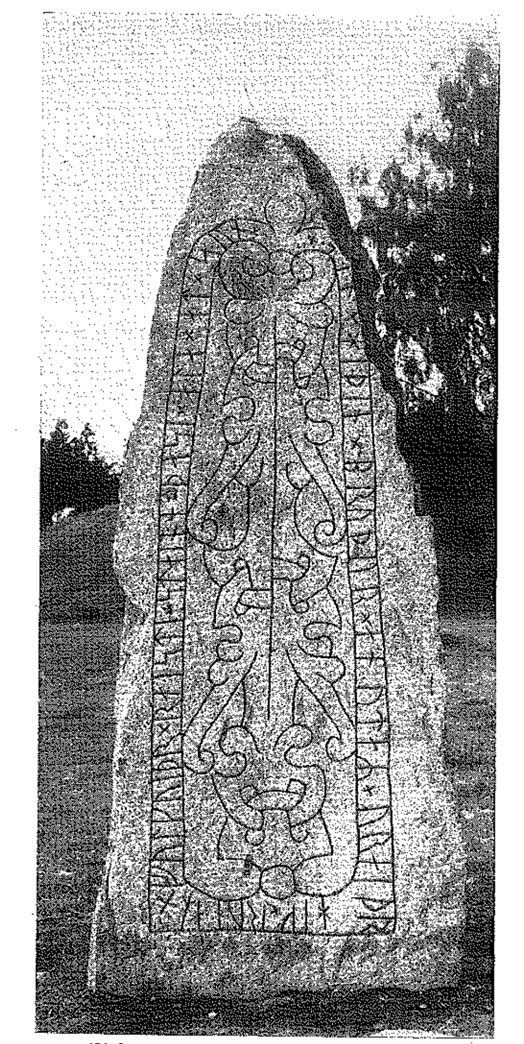


Abb. 4. Zeichnung an einer Grabkiste von Östergötland



(Aufn.: Statens Historiska Museum, Stockholm)
Abb. 5. Badelunda sn., Västermanland, Schweden

aus der Kaup bei Cranz. Ein völlig gleiches Stück ist in einem Grabfund zu Salby, Amt Odense, auf Fünen zutage getreten. Das Bruchstück eines dritten Stückes in reinem Silber — allerdings unbekannten Fundortes — stammt ebenfalls aus Dänemark. Es dürfte somit wohl Dänemark innerhalb Südwestskandinaviens als das Herstellungsgebiet unserer aus der Riemenzunge als Vorlage entwickelten Schmuckplatte anzusehen sein. In Dänemark wiederum muß für diese Zierweise der Königssitz Jellinge als engeres Zentrum gelten, nach welchem diese Entwicklungsphase des Pflanzenornaments, meistens in Verbindung mit dem sogenannten Jellingetier, als jüngerer Jellingestil — dazu gehören die früher Mammen- und Ringerikestil benannten Stufen — bezeichnet wird. An den Schmuckkästen von Bamberg und Cammin, die in diesem Zentrum verfertigt sein dürften, finden wir Musterbeispiele dieses Stils in Bein geschnitzt und auf den Beschlägen — aus rotem Kupfer vergoldet — eingestochen (Abb. 3). Letztere lassen in manchen Fällen fast völlige Übereinstimmung mit der Zeichnung des Stückes aus der Kaup erkennen. Dann könnte man auf die sehr eng verwandten Zeichnungen auf bildhaften Runensteinen (Abb. 4—5) und Steinsärgen in Skandinavien und Steinkreuzen der Insel Man (Abb. 6) in der Irischen See, also auf Erzeugnissen der Steinmetzkunst, hinweisen. Mit dem Zentrum auf Jütland stand die berühmte Schule der Buchmalerei von Winchester und Canterbury in Südengland in Verbindung. In dem Caedmon-Manuskript befinden sich einige Entwürfe für Leder- und Metallarbeiten. Davon möchte man den einen Entwurf (Abb. 7) geradezu als eine solche Skizze ansehen, wie sie dem Künstler und Verfertiger unserer Zierplatte aus Kaup bei Cranz als Vorlage gedient haben dürfte.

Und endlich kann man am Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts, so weit als die politische Macht der Wikinger reichte, von Irland bis Südrußland auch das Auftreten des Pflanzenornaments als einer alles verbindenden Ausdrucksweise verfolgen. Bei aller Gemeinsamkeit der nordgermanischen Stilelemente äußerten sich in Irland, England, Dänemark, Norwegen, Schweden, im Baltikum (dazu Finnland) und in Rußland Eigenarten, die aber völkisch bedingt sind.

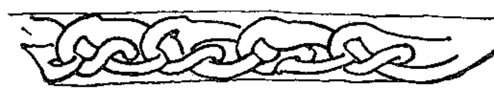


Abb. 6. Zeichnung auf einem Kreuz von Man

In dieser nordischen Prägung wird das Pflanzenornament schließlich zusammen mit dem Tierornament in gegenseitiger Durchdringung ein wichtiges

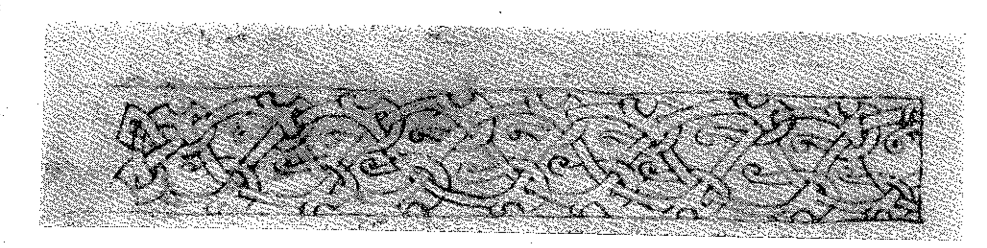


Abb. 7. Entwurf aus dem Caedmon-Manuscript (um 1025)

Element in der kirchlichen Kunst des Abendlandes. Durch beide, Tier- und Pflanzenornament in nordischem Gepräge, als Äußerung des Glaubens, Fühlens und Denkens am Ende des germanischen Zeitalters, wird dann die kirchliche Kunst, die danach fälschlich als „romanisch" bezeichnet wird, entscheidend mit bestimmt und in neue Bahnen gelenkt.

Die SS-Ausgrabung Karnburg

Von Hans Schleif

Das erste Julfest nach der Wiedervereinigung der Ostmark mit dem Reich feierte der Reichsführer SS in Kärnten. Dabei nahm er die Gelegenheit wahr, sich einen Überblick über die reiche und bunte geschichtliche Vergangenheit und ihre noch sichtbaren Denkmäler zu verschaffen. Als Ergebnis dieses Besuches befahl der Reichsführer SS die alsbaldige Aufnahme von Grabungen und Forschungen in dem historischen Brennpunkt Kärntens, auf dem Zollfeld. Unter mehreren wichtigen und problemreichen Aufgaben stand die Erforschung der Kaiserpfalz Karnburg an erster Stelle, weil hier die Möglichkeit bestand, erstmalig an der Südgrenze Deutschlands die Dämmerung der frühgeschichtlichen Zeit vor 1000 Jahren durch eine Ausgrabung aufzuhellen und einen Einblick in die Kultur und Wehrbaukunst der kraftvollen Zeit der Gründung des Ersten Deutschen Reiches zu gewinnen.

Besonders begünstigt wurde die Ausgrabung durch das begeisterte Entgegenkommen, das der Kärntner Geschichtsverein dem Vorhaben des Reichsführers SS zeigte. In den schweren Jahren vor 1938 hat der Verein, in der vorausschauenden Erkenntnis, daß nur durch Grabungen die Gestalt und das Schicksal der Karnburg erforscht werden könnten, zahlreiche Grundstücke auf dem Burgberg erworben und damit der wissenschaftlichen Forschung die Wege bereits weitgehend geebnet. Die Tatsache, daß nun von einer zentralen Forschungsstätte im Reich diese langjährigen Opfer rühriger Heimatforscher mit der Durchführung großzügiger Ausgrabungen belohnt und gekrönt werden, hat naturgemäß freudige Anteilnahme und auch weiterhin regste Unterstützung und Mitarbeit in Rat und Tat im Kärntner Geschichtsverein wachgerufen. Auch sämtliche Behörden, mit dem Gauleiter Kutschera an der Spitze, und insbesondere die Denkmalspfleger Dr. Willvonseder, Dr. Starzacher und Dolenz haben die Arbeit von Anbeginn an gefördert, mit reichen Geldmitteln versehen und sich bei häufigen Besuchen von den ersten Funden und dem Fortgang überzeugt. Durch den Krieg wird die Grabung vorübergehend unterbrochen, jedoch ist sie so weit vorgeschritten, daß die ersten gesicherten Ergebnisse hier vorgelegt werden können. Nach dem Kriege wird an den viel versprechenden Anfang des Jahres 1939 angeknüpft werden, um mit der Karnburg eines der wichtigsten Denkmäler der deutschen Geschichte Kärntens zu neuem fruchtbaren Leben zu erwecken.

Vor Beginn der Arbeit mußte zunächst eine genaue Geländevermessung mit Höhenschichtlinien vorgenommen werden, die von dem Klagenfurter Katasteramt begonnen und während der Grabung von SS-Unterscharführer Kenda erweitert und vollendet wurde. Nach diesem

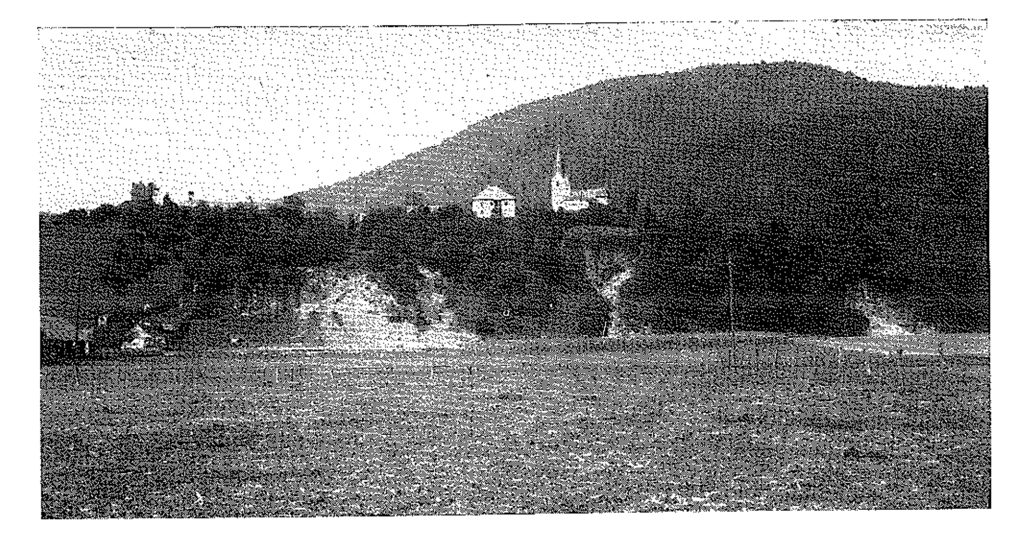


Abb. 1. Karnburg von Süden gesehen

Plan ist die Skizze Abb. 2 angefertigt. Danach stellt sich der Hügel, auf dem die Kaiserpfalz Karnburg lag, als ein längliches, von West nach Ost langsam abfallendes Rechteck von 150 × 250 Meter dar, das nur an der Nordwestecke durch einen flachen Sockel mit den Ausläufern des nördlich liegenden Ulrichsberges verbunden ist. Von dem südlichen Fuß des Ulrichsberges ist der Karnburger Hügel durch ein kleines Tal an seiner Nordseite getrennt, das an dem erwähnten Sockel beginnt und zur Nordostecke des Rechtecks allmählich immer stärker abfällt. In diesem Tälchen floß einst ein starker Bach, dessen Quelle sich aber verlagert hat oder versiegt ist. Heute läuft nur noch ein kleines Rinnsal um die Nordostecke zwischen den mächtigen Felsbrocken, die dort in dem Tal stehen, nach Süden an der Schmalseite des Burghügels entlang, der hier den Bach bereits um etwa 20 Meter überhöht, in die Ebene des Zollfeldes. Die südliche Langseite des Rechtsecks ist zur Ebene hin von der Natur besonders gut geschützt: hier ragt der Fels zum Teil senkrecht in die Höhe; hier liegt auch, hart am felsigen Steilabhang, der höchste Punkt des Burgberges, 40 Meter hoch über der Ebene, heute gekrönt von einer Peterskirche mit angebauter Annenkapelle, die den Burgberg schon von weither kenntlich machen. (Abb. 1.) Die Ostseite des Hügels fällt zwischen dem Sattel im Nordosten und der spitzen felsigen Südostecke muldenförmig sanft nach Südosten ab, wo heute das kleine Dörfchen Karnburg liegt, dessen Gehöfte sich in der Mulde bis zum Burgplateau hinaufziehen.

Die Nachrichten aus der Vergangenheit, die Dr. Starzacher für die Grabung nochmals kurz zusammenstellte, geben keinerlei Auskunft über die Größe und das Aussehen der Pfalz, geschweige denn Einzelheiten aus der Zeit ihrer Gründung und ihres Bestehens. Nicht einmal die Stelle, an der der bedeutsame und schon oft behandelte „Fürstenstein" gefunden wurde, ist mit Sicherheit bekannt; die größte Wahrscheinlichkeit unter den einander widersprechenden Angaben zeugt für die in Abb. 2 angegebene Stelle. Auch wo das Hauptgebäude, der königliche Palas, gestanden hat, ist noch nicht genau bekannt. Möglicherweise stehen die Kirche und ihre rechteckige Apsis auf den alten Fundamenten des Palas, jedoch erst, wenn die Gewißheit dafür durch planmäßige Grabung auf dem ganzen Hügel gewonnen ist, können vielleicht einige vorsichtige Untersuchungen an der Kirche, der benachbarten Kapelle und dem umgebenden Friedhof mit seiner Mauer und seinem Vorplatz vorgenommen werden.

Vor 50 Jahren war das Interesse an der Karnburg bereits so stark, daß sich mehrere Forscher mit den letzten Spuren beschäftigten, die noch sichtbar waren, und auch eine Planaufnahme durch Ing. Grueber im Jahre 1888 veranlaßten, die alle an der jetzigen Oberfläche noch erkennbaren Mauern verzeichnet. An dem damaligen Zustand hat sich bis heute nur wenig verändert. Heute wie damals ist an der Formung des Geländes, insbesondere im Norden, Osten und Südosten, die Umwallung der Burg, die sich eng an den natürlichen Rand des Plateaus anschließt, in großen Zügen deutlich zu erkennen. Sie ist in Abb. 2 mit dickem Doppelstrich eingetragen und, soweit sie von den neuen Ausgrabungen schon freigelegt ist, schraffiert. Der von Natur uneinnehmbare Südabhang, heute durch zwei Steinbrüche nur geringfügig gestört, wird kaum nennenswert befestigt gewesen sein. Völlig ungeklärt ist jedoch noch der ursprüngliche Zustand an der Westseite, die dadurch noch besondere Bedeutung gewinnt, daß hier der Eingang zur Pfalz gesucht werden muß, vielleicht an derselben Stelle, an der noch heute der Weg hinaufführt.

Daß in den Mauern der Kirche zahlreiche Bruchstücke von Werksteinen großer römischer Bauten aus dem benachbarten Virunum und von Grabsteinen eines römischen Friedhofes wieder verwendet worden sind, ist seit langem bekannt. Auch in der Südostecke des Burgplateaus sind öfters größere römische Bausteine und auch Kleinfunde, Münzen, Ziegel, Glas usw., aus dem Acker zutage gefördert worden, jedoch keine sicheren Spuren einer direkten Besiedlung des Platzes in römischer Zeit.

Nach Erledigung aller Vorarbeiten und nach eingehender Besichtigung und Begehung des Geländes zeichneten sich für die Grabung drei Hauptabschnitte ab:

1. Untersuchung der Verteidigungsanlagen zur Feststellung ihrer ehemaligen Beschaffenheit und Stärke. Es galt also, an einer oder mehreren gut erhaltenen Stellen durch Schnitte und Berechnungen das für die ganze Anlage geltende Schema des Befestigungsringes als Typus zu erkennen und in der Zeichnung wiederherzustellen.
2. Der genaue Verlauf der Umwallung muß durch Suchgräben festgestellt werden. Insbesondere wird dabei an der noch völlig undurchsichtigen Westseite mit besonderer Sorgfalt auf Zufahrt und Torbauten geachtet werden müssen. An den drei anderen Seiten und an den Ecken der Burg wird der Vergleich, wie im einzelnen, je nach dem wechselnden Profil des Geländes das gemeinsame Schema des Wehrbaues abgewandelt ist, lehrreiche Einblicke in die Kriegstechnik des vorigen Jahrtausends vermitteln.
3. Die ganze, mindestens 35 000 Quadratmeter große Innenfläche der Burg muß — zunächst durch Suchgräben, an wichtigen Stellen dann durch Flächengrabung — nach den Resten zeitgenössischer Bebauung durchforscht werden. Dabei muß auch die Frage, wo nun der Mittelpunkt der Pfalz gelegen hat und was davon noch übriggeblieben ist, endgültig gelöst werden. Schließlich wird die Flächengrabung auch erweisen, in welcher Form der Hügel in römischer Zeit besiedelt war, denn es ist nicht anzunehmen, daß in jenen Jahrhunderten sehr dichter Bebauung ein Hügel in so günstiger Lage am Rande der großen Ebene unbenutzt geblieben ist.

Ende Juni 1939 begann die Grabung und wurde bis Ende Dezember so weit gefördert, daß sie nunmehr, ohne Schaden zu nehmen, nach Sicherung aller bisherigen Ergebnisse, bis zum Ende des Krieges unterbrochen werden kann. Die örtliche Leitung übernahm der in Burgwall- und Siedlungsgrabungen des Reichsführers SS bereits mehrmals erprobte SS-Oberscharführer J. Löhausen, der auch alle Schnittzeichnungen und Photos anfertigte. Die Vorgeschichtsstudenten SS-Obersturmführer Klein und SS-Hauptscharführer Zeilinger standen ihm zeitweise als Unterstützung und zur Bearbeitung der Kleinfunde zur Seite. Die Arbeit begann am Ostabhang des Hügels, weil hier offenbar, wie das heutige Oberflächenprofil noch deutlich zeigt, die Reste der alten Anlage so gut wie ungestört erhalten sein mußten. Im Laufe der folgenden Monate wurden insgesamt 24 Schnitte angelegt; die Mehrzahl diente der Erforschung der Wehrbauten, darunter auch bereits der beiden Burgecken im Nord-

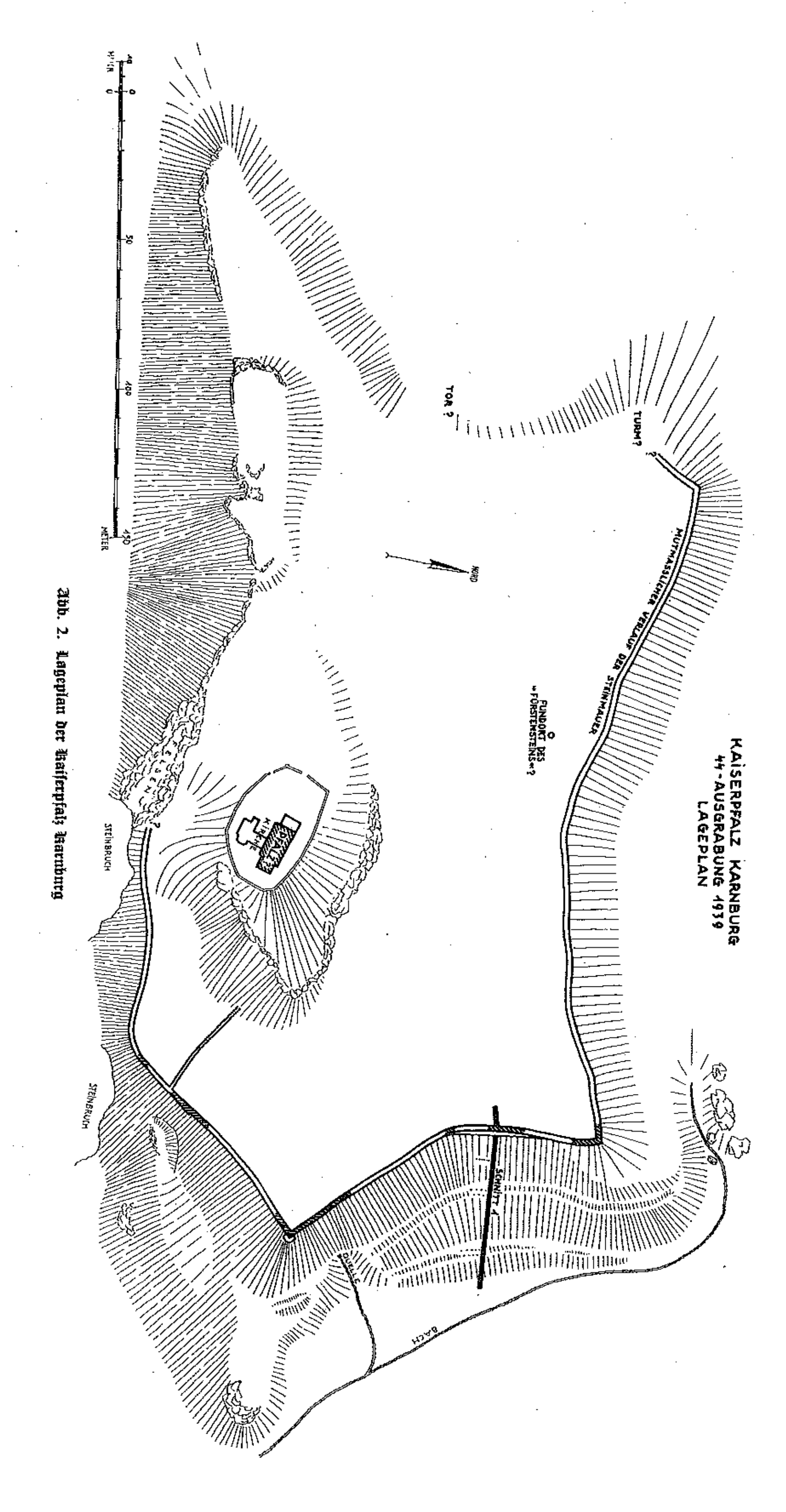


Abb. 2. Lageplan der Kaiserpfalz Karnburg

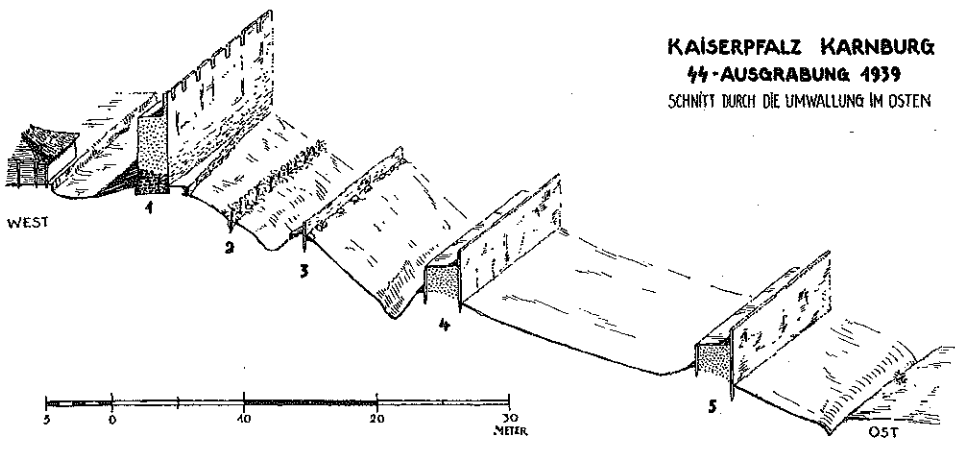


Abb. 3. Querschnitt durch den Wall

osten und Südosten. Es wurden aber auch schon die ersten Suchgräben über die Fläche gezogen, zunächst unter Beschränkung auf das östliche Viertel des ganzen Innenraumes. Es würde den Rahmen dieses Vorberichtes sprengen, von allen diesen Schnitten bereits ausführliche Beschreibungen zu geben, zumal mancherlei Probleme erst durch Fortsetzung der Grabung gelöst werden müssen. Nur so viel sei jetzt schon mitgeteilt, daß hier im Osten der Burg sicher keine größeren Wohnbauten aus der Zeit der Kaiserpfalz gestanden haben. Andererseits sind in der Nordostecke des Plateaus erstmalig sichere römische Baureste aufgedeckt worden, an deren Mauern teilweise noch der charakteristische römische Verputz mit Ziegelmehlbeimischung erhalten ist. Mit diesen Teilergebnissen sind bereits die Probleme des 2. und 3. Hauptabschnittes unseres Grabungsplanes angeschnitten, deren Lösung erst in den kommenden Kampagnen gesucht werden soll. Jetzt zu Anfang galt der Haupteinsatz dem ersten Programmpunkt: Untersuchung der Beschaffenheit und Stärke des Verteidigungsringes.

Zu diesem Zweck wurde am Ostabhang des Burghügels ein 53 Meter langer Graben von der Oberkante des Plateaus bis hinunter in das sumpfige Bachbett (in Abb. 2 mit „Schnitt 1" bezeichnet) gezogen und später auch noch nach Westen 25 Meter in das Plateau hinein verlängert. Dieser erste Schnitt (Abb. 3 und 4) lief genau rechtwinklig durch die verschiedenen wallartigen Erhebungen am Ostabhang, die unschwer als künstliche, von Menschenhand geschaffene Geländeveränderungen aus früherer Zeit zu erkennen waren. So wie die heutige wellige Oberfläche nur mit Sicherheit die äußere Hülle und Form für den tausendjährigen Zerfall zeigt (Abb. 4), ebenso sicher mußte die Grabung, wenn sie bis in die Tiefe der Schichten drang, die vor tausend Jahren die Oberfläche gebildet haben, dort die Fundamente aller Bau- und Erdarbeiten jener Zeit finden, in der man hier am Abhang Verteidigungsstellen errichtet hat. Die genauen Beobachtungen und Messungen, die an den senkrechten Seitenwänden dieses ersten und der späteren Schnitte vorgenommen wurden, bleiben einer ausführlichen Veröffentlichung nach Abschluß der Grabung vorbehalten; hier soll jetzt nur die Auswertung des Ergebnisses, die in allen wesentlichen Zügen gesicherte Ergänzung mitgeteilt werden.

Am Rande des Burgplateaus, an der Oberkante des Ostabhanges stand eine 2,25 Meter dicke Mauer, aus unbearbeiteten Bruchsteinen in schlechtem, mit viel Erde vermischtem Mörtel massiv gemauert (1 in Abb. 3). Hin und wieder sind auch Bruchstücke römischer Werksteine als Mauersteine verbaut worden. Diese starke Mauer bildete seit ihrem Einsturz wohl immer den bemerkenswertesten Überrest der Burg; ihre Trümmer lagen zu allen Zeiten an der Oberfläche und wurden vielfach zum Bau neuer Häuser des Dorfes verschleppt. Damit ist auch schon erklärt, warum gerade im Westen der Burg bisher noch nichts von dieser Mauer zu

sehen ist, denn gerade dort, wo bereits die ersten Häuser des Dorfes stehen, wird man die Mauer besonders gründlich abgetragen haben, und die spätere Ausgrabung wird nur noch Fundamentreste finden. Im Osten jedoch, vom Dorf am weitesten entfernt, stehen heute noch stattliche Reste, die an den besterhaltenen Stellen noch fast 2 Meter hoch sind und bis dicht unter die dünne Humusdecke reichen (Abb. 5). Gerade an der Stelle des Schnittes liegt östlich vor der Mauer ein 1,50 Meter breiter Sockel mit gemauerter Vorderkante, eine Art Berme, die jedoch im weiteren Verlauf wieder unter die Mauer zurücktritt, wahrscheinlich also nur an dieser Stelle mit schlechterem Baugrund als kleine Stützmauer diente. Hinter der Mauer zieht sich ein 6 Meter breiter und 1 Meter tiefer Graben entlang, der offenbar entstanden ist durch die Entnahme von Baumaterial. Erst am inneren Rande dieses Grabens beginnen die Spuren der ehemaligen Besiedlung, vorläufig nur in einigen Pfostenlöchern, Stücken von Lehmbewurf der Hauswände und etlichen Scherben- und Metallfunden nachgewiesen. Der Materialgraben hinter der Mauer 1 ist ebenso wie der Sockel und der Abhang unmittelbar vor ihr heute gefüllt mit den Trümmern der eingestürzten Mauer. Beschaffenheit und Menge dieser Sturzfüllung erlauben wichtige Schlüsse auf den ehemaligen Zustand der Mauer. Zunächst liegt vor und hinter der Mauer eine 10 bis 15 Zentimeter hohe Brandschicht mit Holzkohlestücken und Brocken verbrannten Lehmes. Unmittelbar darüber, also wohl gleichzeitig abgestürzt, liegen meterhohe Haufen von Bruchsteinen der gleichen Art, aus der auch der noch stehende unterste Teil der Mauer besteht. Über diese Haufen, mehr oder minder deutlich durch Humusstreifen getrennt, decken sich ein oder zwei Schichten ähnlichen Inhalts, offenbar entstanden durch den weiter fortschreitenden Zerfall der Mauer. Aus der gesamten Schuttmenge läßt sich die ehemalige Höhe der Mauer auf mindestens 5 bis 7 Meter bestimmen; die Brandschichten verraten, daß die Steinmauer, zumindest in den oberen Teilen, außen und innen von einer fachwerkartigen Holzkonstruktion durchzogen und mit Lehm verputzt war. Ob vielleicht auch der Wehrgang, wie später bei den mittelalterlichen Burgen und Städten, durch

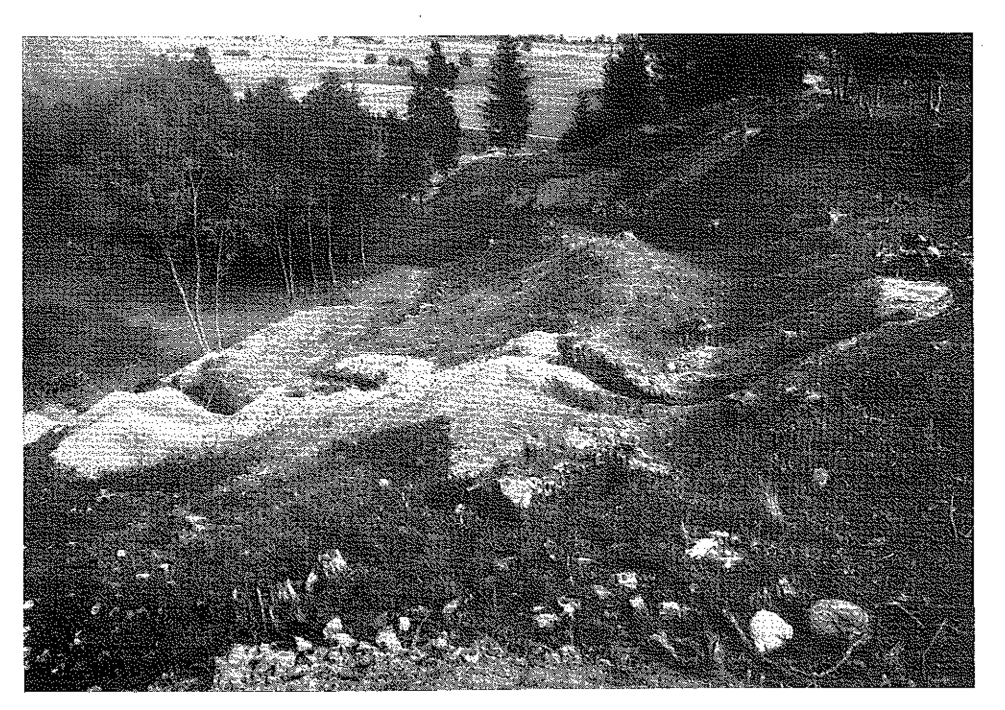
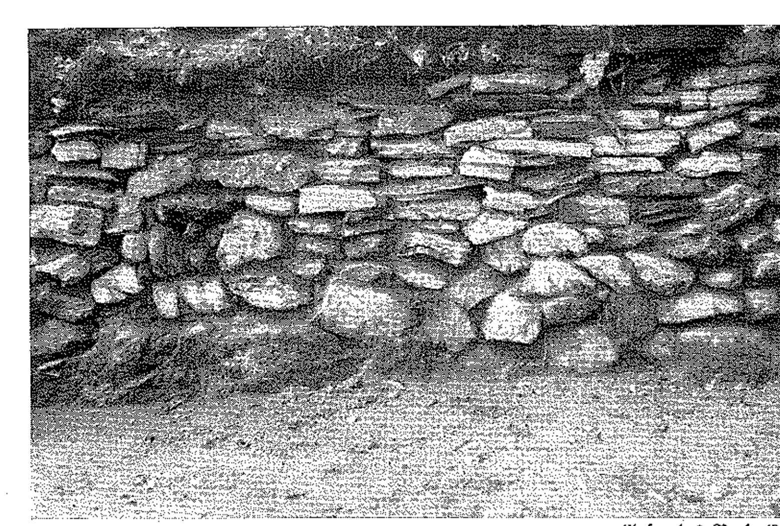


Abb. 4. Die Wälle am Ostabhang des Burghügels mit Schnitt 1



Aufn. des Verf. (3)

Abb. 5. Erhaltungszustand der Steinmauer im Osten der Burg

ein Schindeldach geschützt war, läßt sich heute natürlich nicht mehr feststellen, die Möglichkeit besteht jedoch. Daß die Mauer — wenigstens hier an dieser Stelle im Osten der Burg — durch Feuer zerstört wurde, beweisen die starken Brandschichten. Von einer Belagerung, Eroberung oder Zerstörung der Pfalz ist aus den dürftigen Geschichtsquellen nichts zu hören. Das Feuer wird also eher durch einen Blitzschlag oder ein anderes Unglück entstanden sein.

Vor der Steinmauer senkt sich der Abhang fast unter 45 Grad zu einem 5 Meter tiefer liegenden Graben. Auf halber Höhe zieht sich parallel zur Mauer ein Palisadengraben auf dem Abhang entlang, in dem vermutlich ein Dornenhindernis, der Vorläufer unseres Stacheldrahtverhaus, eingerammt war (2 in Abb. 3). Die ausgerundete Sohle des Grabens ist mit kleinen, die kurze jenseitige Böschung mit größeren Bruchsteinen gepflastert und befestigt; auf der Kuppe dieser Böschung, die von dem Aushub des Grabens gebildet wird, stand eine Brustwehr, deren Holzpfähle über 2 Meter tief durch die Aufschüttung bis in den gewachsenen Boden reichen, also schon vor der Anschüttung mit Abständen von 2,25 Meter aufgepflanzt und mit Flechtwerk zu einer standfesten Wand verbunden worden waren. Reste von diesem Flechtwerk und seinem dicken Lehmbewurf wurden noch gefunden. Die Kuppe war vor und hinter der Brustwehr mit größeren Steinen befestigt (3 in Abb. 3).

Vor dieser Stellung ging die natürliche Böschung des Abhangs in ein flacheres Gefälle von etwa nur 1 : 3 über; durch Aushebung eines weiteren 3 Meter tiefen Grabens 6 Meter weiter östlich wurde jedoch auch für dieses Stück des Abhangs dieselbe Neigung wie vor der Mauer mit etwa 1 : 1 hergestellt und feindwärts direkt vor dem Graben aus seinem Inhalt eine mächtige Holz-Erde-Mauer errichtet (4 in Abb. 3). Diese Befestigungslinie ist in einer Bauweise errichtet, wie sie schon Jahrtausende zuvor im Norden üblich war: im Abstand von 2,80 Meter voneinander werden zwei Reihen Pfosten errichtet, jeder Pfosten ist etwa 2,50 Meter von seinen Nachbarn entfernt, und die hintere Reihe ist so aufgestellt, daß ihre Pfosten „auf Lücke", d. h. genau in der Mitte hinter den Zwischenräumen der vorderen Reihe stehen. Mit Flechtwerk werden aus beiden Pfostenreihen zwei feste Holzwände gebildet; die Gasse, die dadurch zwischen ihnen entsteht, wird mit dem Aushub des erwähnten Grabens aufgefüllt, die Außenwände werden mit Lehm möglichst dick und feuerfest bestrichen, und so entsteht eine Mauer, die, wenn auch nicht an Lebensdauer, so doch an Festigkeit mit jeder Steinmauer gleichwertig ist und besonders in waldreichen Gegenden wegen der Einfachheit der Materialbeschaffung und -bearbeitung den Vorzug verdient.

Eine genau gleiche Mauer, nur mit 2,50 Meter nicht ganz so dick, also wohl ursprünglich auch nicht ganz so hoch (5 in Abb. 3), erhob sich nochmals 20 Meter östlich über dem gleichmäßig abfallenden Abhang, der weitere 10 Meter östlich in die Bachebene ausläuft. Dieses wohl schon immer sumpfige kleine Bachtal bedingte am Fuße des Abhangs einen Abflußgraben, eine Art Dränage, um den Baugrund, insbesondere der letzten Holz-Erde-Mauer, zu festigen. Der Aushub dieses Grabens und andere bei der Regulierung gewonnene Erde wurden als Füllung dieser Mauer verwendet, die im Gegensatz zu der vorigen (4) keinen tiefen Graben hinter sich hat.

Die Linien 2 bis 5 tragen keinerlei Anzeichen gewaltsamer Zerstörung, weder sind sie eingerissen, noch liegt in ihrer Nähe Brandschutt; man darf also annehmen, daß sie in natürlichem Verwitterungsprozeß zerfielen, als die Hölzer anfingen zu verfaulen und beim Zusammenbruch von den Erdmassen der Füllung begraben wurden. Keine von ihnen wurde wieder ausgebessert, die Wehrhaftigkeit der Burg scheint also bereits ein Menschenalter nach ihrer Errichtung nicht mehr zum Schutz des Landes notwendig gewesen zu sein.

Überraschend sowohl für den Ausgräber wie für den Historiker ist die Stärke der Burg mit der tiefen Staffelung ihrer 5 Verteidigungswerke und 3 Gräben auf einem Abhang von insgesamt 50 Meter. Soweit bis jetzt erkennbar, zieht sich das ganze System mit seinen oben beschriebenen hauptsächlichen Elementen — vielleicht mit Ausnahme bzw. örtlich bedingter Veränderung der Linien 2 und 3 — um die Südostecke der Burg auch vor deren Südseite bis zu den schroffen Felsabhängen unterhalb der Kirche hin, wo alle Linien bis auf die Steinmauer zusammenschrumpfen. Auch entlang der ganzen Nordseite liegt möglicherweise unter dem von dauernder Überackerung gleichmäßig glatt gezogenen Abhang vor der bereits erkennbaren Steinmauer der gleiche starke Ring von Gräben und Erdwerken. Gerade hier im Norden, wo das Plateau das schmale Bachtal nur um 10 Meter überragt, ist die Burg — abgesehen von dem schmalen Sattel an der Nordwestecke, wo wir einen Turm vermuten — besonders gefährdet und bedarf daher mindestens eines ebenso starken Schutzes wie an der Ostseite.

Die während der Ausgrabung oft aufgetauchte Frage, ob möglicherweise die Vielzahl der Stellungen hintereinander nicht in einem einzigen einheitlichen Bauvorhaben, sondern nacheinander, vielleicht sogar erst im Laufe eines oder mehrerer Jahrhunderte nacheinander entstanden sei, ist nach den bisherigen Ergebnissen dahin zu beantworten, daß alle Einheiten dieses stattlichen Wehrbaues gleichzeitig, gewissermaßen in einem Guß, entstanden sind. Nirgendwo finden sich Überschneidungen der Schichten oder sonstige Anzeichen, die für die Errichtung einer Einheit die vorherige Beseitigung einer anderen voraussetzen. An der einzigen Stelle, an der bisher römische Mauern gefunden wurden, liegt die Steinmauer der Burg, einwandfrei durch Schutt getrennt, darüber und damit ist für die Datierung die obere Grenze gegeben. Die Bauweise der Burg zeigt viel Ähnlichkeit mit frühfränkischen, aber auch noch mit germanischen Burgen in Westdeutschland. Das bedeutet, daß solche Befestigungsbauten für das ganze erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung denkbar sind. Der Gedanke des Kärntner Forschers Hauser (1888), daß der Bau der Burg dem Befehl Theoderichs, die Grenzen seines Reiches durch Befestigungen zu sichern, seine Entstehung verdankt, ist noch keineswegs widerlegt. Erst weitere Grabungen und glückliche Funde werden darüber Klarheit schaffen, die jetzt nach den ersten Schnitten noch kaum zu erwarten war, zumal erfahrungsgemäß bei Burgwallgrabungen nur selten sehr genau datierbare Kleinfunde in größerer Menge zutage kommen. Die erste sichere geschichtliche Erwähnung der Karnburg als Pfalz König Arnulfs nennt das Jahr 888, in dem Arnulf mit König Berengar von Italien Krieg um die Lombardei führte. Nach dem friedlichen Ausgleich feierte Arnulf das Weihnachtsfest 888 auf der Karnburg. Wir dürfen daher annehmen — bis wir neue Gewißheit erhalten —, daß sie gerade erst in den unruhigen Jahren kurz zuvor als starkes Bollwerk deutscher Königsmacht an der Südgrenze des deutschen Raumes errichtet worden war.

Aus der Landschaft

Lichtmeß

Von Karl Theodor Weigel

„Zu Lichtemessen, zu Lichtemessen
Da können die Herren bei Lichte essen!"

So lautet ein altes Volkswort, das besagen soll, daß man von diesem Tage an wieder ohne Licht essen kann, wodurch auf die Beobachtung des Sonnenlaufes eigentlich mit hingewiesen wird. Das Wort besagt also, daß die dunkelste Zeit des Jahres nun glücklich überwunden ist. In früheren Zeiten wurde das Fest zweifellos besonders festlich begangen, weit mehr als in unseren Tagen, in denen durch weite Landschaften sich nicht mehr die geringsten Spuren dafür nachweisen lassen. In den alten Stabkalendern, Bauernjahrweisern, im Sprichwort und in Wetterregeln jedoch begegnen wir ihm überall. Nur noch verhältnismäßig wenige Reste wirklicher Lichtmeßfeiern sind erhalten, die uns jedoch in ihrer Ursprünglichkeit und in einzelnen Zügen ihres Verlaufes und ihrer Gestalten vieles sagen. Ganz besonders haben sich in der Gegend der unteren Saale und der Elbe in der Nähe der Saalemündung einige bemerkenswerte Feste erhalten. In Süddeutschland sind es wohl nur noch die in kirchliche Betreuung genommenen Lichtweihen, die diesem Tage ein besonderes Gepräge geben.

Die mitteldeutschen Feiern der Saale- und Elbgegend begannen, wie das auch heute noch anderwärts ganz vereinzelt Brauch ist, mit einem feierlichen Pflugumzuge. Es war eine wahrhaft sinnbildliche Handlung, mit der die erste Furche in die Ackerflur gezogen wurde. Gewissermaßen wurde mit diesem ursprünglich sakralen Brauche die Feld-



(Aufn. Weigel)

Lichtmeß in Glinde. Die Säeleute

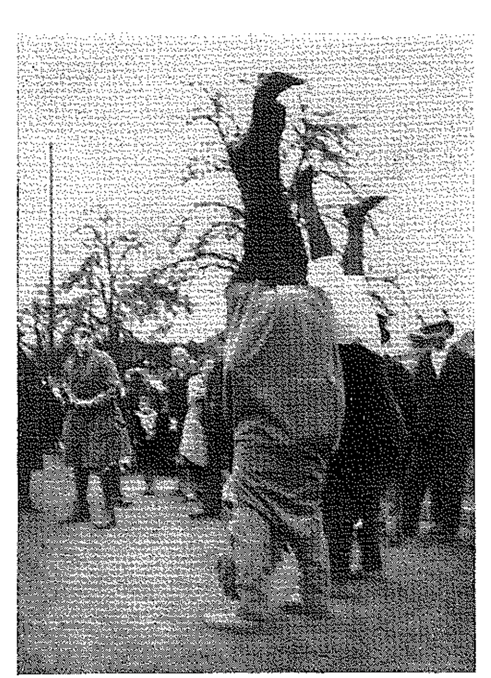


(Aufn. Weigel)

Lichtmeß in Glinde. Der Storch

bestellung eingeleitet. Im weiteren Verlaufe des Festes wurde, wie das auch heute noch hier und da zu finden ist, in feierlichem Umzuge ein Schiffskarren oder ein besonders eigenartig aufgemachter Wagen gezeigt, in dem die Erinnerung an diesen Schiffskarren noch lebendig erscheint. Wir kennen diese seltsamen Schiffe, die in Fasnachts- und Lichtmeßbräuchen — die sich ja in vielen Zügen in ganz Niederdeutschland gleichen — eine besondere Rolle spielen, in dem Narrenschiffe wieder, das nicht nur von Joh. Sebastian Brant behandelt worden ist. In westniederdeutschen Gegenden hatten früher allein die Weber das Recht, dieses frühlingskündende Schiff durch die Lande zu ziehen. Vielleicht hatte der Brauch seinen Ursprung darin, daß nach dem Auftauen des Eises die Schiffahrt wieder begann. Sind es doch auch an der Saale Schifferdörfer — wenigstens ursprünglich —, die diese Bräuche lebendig erhielten. So können wir die Umfahrt mit Schiffen als eine Entsprechung zum Pflugumzug ansehen, wie man auch aus Darstellungen der bronzezeitlichen schwedischen Felszeichnungen entnehmen kann, auf denen Pflugumzüge und sehr wahrscheinlich auch Schiffsumzüge dargestellt sind.

In der Saalegegend sind es besonders zwei Dörfer, in denen die Lichtmeßfeste sich lebendig erhalten haben, in Spergau bei Merseburg und in Glinde a. d. Saale bei Schönebeck an der Elbe. In Spergau hat sich der Umzug des Pfluges erhalten. Mit ihm wird der Tag eingeleitet, der Vorfrühling eröffnet. Wichtig ist hier, daß eine Reihe feststehender Verkleidungen Jahr für Jahr wieder erscheint, während in Glinde ständig wechselnde Gestalten zu finden sind, die aber doch immer auf alte im Brauchtum verwurzelte Formen zurückgehen. Während man in Spergau mitunter das Gefühl hat, als ob eine wohlmeinende Hand Regie geführt und diese schönen Verkleidungen eingeführt und festgelegt habe, zeigt Glinde urwüchsige Gestalten, die auch Zeitereignisse mit hereinziehen und dem Volkshumor freien Raum lassen. Die vielleicht wichtigste Spergauer Figur dürfte der „Läufer" sein, der sichtlich den Frühling selber verkörpert. Er erscheint weiß gekleidet und trägt eine Krone, die kunstvoll aus Buchsbaum, Stoffblumen und Flitterkram gefügt ist; zahlreiche Seidenbänder schmücken sie noch besonders. Er trägt eine Peitsche, deren Schlag wohl mit dem Schlage der lebenweckenden Lebensrute verglichen werden kann, die in zahlreichen Frühlingsbräuchen eine Rolle spielt. Auch die Peitsche ist mit Bändern und Blumen verziert, besonders aber mit rotem Tuche, dessen Farbe hier vielleicht ein Lebenssymbol darstellt. Der jüngste Burschenjahrgang tritt als „Pritscher" verkleidet auf, während der nächste die „Schwärzer" stellt. Die Schwarzmacher tragen — wohl als Versinnbildlichung von Licht und Dunkel — einen schwarzen und einen weißen Strumpf. Sie schwärzen die Mädchen mit dem Malzeichen im Gesichte oder auf der Stirn. Weitere Gruppen der Burschenschaft, die auch hier Träger der Festüberlieferung ist, stellen gefiederte



(Aufn. Weigel)

Lichtmeß in Glinde. Die Kopfsteher

Sänger, also die wiedergekehrten Singvögel dar, während der „Erbsbär" wohl die aus dem Winterschlafe erwachte Tierwelt darstellen soll. Als besonderes Geheimnis wird der „Karren", vielleicht der Überlieferungsrest eben jenes Schiffskarrens, in irgendeinem Hofe heimlich hergerichtet und bis gegen Mittag sorgfältig versteckt. Er bricht dann aus einem Hofe plötzlich hervor. Gezogen wird er von zwei Burschen, die als Pferde verkleidet sind — sie tragen Pappköpfe und umgekehrte Pelze — und gelenkt vom „Alten", den eine „Alte" begleitet.

In Glinde beginnt der Tag mit einem Umzuge der Burschen, der ursprünglich durch die ganze Feldflur geführt haben mag. Im Zuge gehen Säeleute mit, die das Auswerfen des Kornes darstellen. Man zieht hinaus vor das Dorf und „verbrennt" dort die Sonne. Ob diese Verbrennung andeuten soll, daß sich zu dieser Jahreszeit die Sonne gewissermaßen von Schlacken befreit hat und wieder heller brennen wird, oder daß die Kraft der Sonne nun wieder das Eis der Saale sprengt, kann dahingestellt bleiben. Das Verbrennen der Sonne endet mit dem Absingen des Liedes „Der Mai ist gekommen"; der Sinn ist also die Feier des aufsteigenden und dem Sommer entgegenreifenden Jahres. In den Dorfstraßen tauchen dann langsam die verschiedenen Verkleidungen auf, die den Rahmen abgeben zu dem Umzuge der Heischegänger, die von Haus zu Haus ziehen. Jeder Haushalt stiftet eine Wurst; durch allerlei Vorführungen wird Geld gesammelt, das in Brot und Getränke verwandelt wird. Es fehlt auch hier nie der Erbsbär; irgendwelche Formen von Wagen treten ebenfalls regelmäßig auf, doch sind sie zumeist zeitgemäß umkleidet — so als Raketenauto oder als Lokomotive. Man erkennt oft den Sinn der einzelnen Züge erst, wenn man verschiedene Jahre hindurch das Glinder Fest besucht hat. Ein stummes Paar findet sich ein, ein anderes Paar mit einem Kinderwagen. Eine Storchfigur stelzt durch die sich langsam anhäufende Menschenmenge. Von besonderer Bedeutung dürfte sein, daß auch Kopfstehende auftreten, ebenso auch Zwergengestalten, wie wir sie sonst nur in den Alpen finden. Auch die uralte Gestalt des Wunderdoktors darf nicht fehlen, und wahre Wunderkuren, bei denen er seine Kranken mit einem vorsintflutlichen Teleskop durch Augendiagnose behandelt, werden hier vollzogen. Es ist der ganze Vorrat an Gestalten der Umzüge der Frühlingszeit, die man hier zusammenfindet. Wesentlich ist, daß sie hier noch durchaus lebendig erscheinen und durch die Burschenschaft getragen werden, so daß in dem Glinder Lichtmeßfest lebendiger Brauch einer Kultgemeinschaft erhalten ist. Der gemeinsame Verzehr der gesammelten Würste kann als Fortsetzung des früheren Kultmahles angesehen werden.

Für weite Kreise des Südens unserer Heimat beginnt für den Bauern das Jahr zu Lichtmeß, wenn auch der 1. Januar der kalendermäßige Jahres-



(Aufn. Weigel)

Lichtmeß in Glinde. Die Sonne

beginn ist. Da erfolgt auch heute noch der Dienstantritt der Dienstboten, der „Ehehalten", wie sie so schön genannt wurden. Zu diesem Tage mußte das Haus von oben bis unten blitzblank gesäubert werden (Reinigungsbrauch). Bis Lichtmeß mußte der Flachs gesponnen sein, das Spinnrad kam an diesem Tage in die Ecke, um erst im Herbst wieder hervorgeholt zu werden. Man aß allgemein Hirsebrei und Speckwurst, auf daß die neue Flachsernte gut geraten möge. Eine besondere Rolle spielt aber noch die Kerze. Nach altem Brauche schenkt der Bauer seiner Frau zu Lichtmeß einen roten, sechspfündigen Wachsstock, um ihr damit seinen Dank für die im Laufe des Jahres geleistete Arbeit abzustatten. Die Knechte schenken den Mägden Kerzen — als Dank für das Kammeraufräumen. An diesem Tage werden auch heute noch die schwarzen „Wetterkerzen" und die Haus- und Osterkerzen in einer langen Lichtprozession in der Kirche geweiht. Ein besonderer Brauch ist es, um die Türklinke einen Wachsstock zu binden, und sogar auf das Milchgeschirr setzte man ein Wachslichtlein. Nach altem Glauben zeigt man so den Toten den Weg und lädt sie zum Essen ein: ein Rest des Wissens um das ewige Verbundensein mit den Ahnen.

Die Kirche kennt eine Lichtmeßfeier erst seit dem Jahre 400. Wie sie auch sonst manchen „heidnischen" Brauch übernommen hat, so können wir auch hier mit Bestimmtheit annehmen, daß sich im Lichtmeßfest uralter Brauch unserer Vorfahren erhalten hat. Das tiefe Verstehen der Natur, die Freude am Lichte der lebenspendenden Sonne er-

füllt ihn innerlich, und wir verspüren einen Hauch des Väterglaubens, der zu uns auch aus diesen Feiern spricht. So unscheinbar diese uns heute wohl auch erscheinen mögen, so sind sie uns doch ein Ausdruck der tiefen Verbundenheit unserer Vorfahren mit ihrer Scholle. Kein „Götterglaube" oder „Götzendienst" spricht hier zu uns, sondern ein tiefes, ehrfürchtiges Wissen und das Ewige im Leben.

Das „Rainern", ein schlesischer Fasnachtsbrauch

In der Gegend von Grünberg in Schlesien wird ein alter Fasnachtsbrauch geübt, der wertvolle germanische Überlieferung enthält: „Rainern" nennt man diesen Brauch, weil sein Ursprung auf das alte Flur- oder Ackerumgehen, auch „den Feldrain umgehen", zurückführt.

Am Fasnachtsdienstag taucht im Ort eine seltsame Gestalt auf: Der „Schimmelreiter". Er ist ganz in Weiß gekleidet, von seinem Kinn wallt ein mächtiger Bart herab, und in der Hand trägt er eine Weidenrute. Er scheint auf einem Schimmel zu sitzen, den man, ähnlich wie bei dem „Brieler Rößle" im Rottweiler Fasnachtsumzug, sehr einfach darstellt: Der Rumpf des Mannes schaut aus einem pferdeähnlichen Holzgestell, das mit weißen Tüchern verkleidet ist. Vorn schmückt das Ganze ein nachgebildeter Pferdekopf, und hinten vervollkommnet ein mächtiger Schweif aus Werg das Roß. Es ist Wodan, der Wilde Jäger oder der Schimmelreiter, wie wir ihn aus so vielen Volksbräuchen und Mythen kennen. Ihm folgt ein kleiner Festzug, zu dem drei angeputzte Musikanten aufspielen, und den Schluß bilden ein Schornsteinfeger (man nennt ihn merkwürdigerweise den „Popelmann") und eine alte Frau, die auf dem Rücken in einem Tragkorb eine Puppe trägt, die zwei Gesichter hat. Weiterhin ist im Festzug noch der „Fleckelmann" zu erwähnen. Er hat ein über und über mit Flicken besetztes Kleid an, und in der Hand trägt er ein dürres Bäumchen, an dessen Astgabeln beim „Heischengehen" vor allem Würste aufgehängt werden.

Unter fröhlichem Jubel geht der Zug von Bauernhof zu Bauernhof, durch Feld und Au, und überall „heischt" man unter Absingen von Heischeversen die Gaben.

An Wodan, den Schimmelreiter, mit seinem Gefolge erinnert dieser Rainerbrauch. Ihm opfert man zu einer Zeit, da Mensch und Natur an der Schwelle des Wiedererwachens stehen, und Glück und Segen soll dieses Umgehen den Feldern und Gehöften bringen. Wenn die Frühlingsstürme im Kamin heulen und an Fensterladen und Türen rütteln, dann sagt der Schlesier: „Der Wode geht um!", und die große Wende des Jahreslaufes beginnt. Diese Wende mag auch die Puppe mit den zwei Gesichtern andeuten, die die Alte in dem Tragkorb mit sich trägt. Zwei Gesichter hat der Jahreslauf: den Winter mit Sterben und Vergehen und den Frühling mit dem Wiedererstehen.

In diesem Fasnachtsbrauch des Schlesierlandes lebt der alte Sinn der „Faselnächte", da man in anderen Landschaften mit leuchtenden Fackeln über die Felder läuft und den Spruch „Samen reg dich, Samen streck dich!" spricht. Wiedererwachen der Natur und des Menschenherzen kündet dieses Brauchtum.

Wolff Gudenberg

Die Fundgrube

Bastlöseliedchen

(Vgl. „Germanien" 1939, S. 424.)

Aus einer Zuschrift von G. D. Böhlje entnehmen wir folgendes:

Im Oldenburger Ammerlande wurden um 1870 Quäken (Flippupp), Pfeifen (Fleitpiepen) und Blashörner gemacht. Die Herstellung der ersteren stimmt mit der Beschreibung von August Meier-Böcke überein. Als Material wurden nur Ruten von Vogelbeersträuchern verwendet. Für die Blashörner hingegen wurden Erlenstämmchen mit einem Durchmesser von etwa 4—6 cm genommen. Die Rinde wurde in spiralförmigen, 3—5 cm breiten Streifen abgelöst. Die Rindenstreifen wurden nun so zusammengerollt, daß ein langer schmaler Trichter von 30—50 cm Länge daraus entstand. Die erste Rundung hatte einen inneren Durchmesser von etwa 1 cm, bei den weiteren Runden faßte der Rindenstreifen jeweils über etwa ein Drittel der vorhergehenden.

Eine andere Art der Anfertigung solcher „Hörner" benützte stärkere Vogelbeerstangen. Von diesen wurden 5 cm breite Rindenringe in der Weise abgelöst, daß ein Ring immer soviel kleiner war als der vorhergehende, daß er genau in ihn hineinpaßte. Der letzte wurde dann so klein, daß er gerade über eine Quäke geschoben werden konnte.

Die Quäken wurden in der Regel von Mädchen, die Pfeifen von Knaben gespielt, wenn eine größere Kinderschar zusammen ein „Konzert" veranstaltete. Das Aufkommen aller möglichen kleinen Musikinstrumente als Kinderspielzeug hat mit den Maipiepen und Quäken bald aufgeräumt. Für das Alter dieses Brauchtums spricht es, daß der Vogelbeerbaum nur Piepmaien- oder Quäkenbaum genannt wurde. Die Frucht wurde als Quäkenbeere bezeichnet. Während der Vogelbeerbaum das ganze Jahr so genannt wurde, haben die Birken, nur soweit sie zu Pfingsten oder bei Hochzeiten zur Ausschmückung gebraucht werden, den Namen Maibaum oder Maiensträucher geführt.

Ein Beispiel für den Bastlösereim, wie er damals gebräuchlich war, ist:

Piep, piep, piep — Mai,
Vögel leggt nen Tüt-Ei,
Keem 'n ole Hex her
n' Katt up'n Piekſack
(= Schulter, Pickſackrieden = Schulterreiten)
Hau de Katt den Kopp aff,
Half aff, heel aff,
stiuw van n' Rump aff.

Wenn die Rinde sich dann noch nicht löste, wurde der Reim wiederholt (bei älteren, kräftigeren Zweigen ist die Rinde dicker und sitzt fester am Holz); und wenn Wiederholen auch nicht half, dann hieß es weiter:

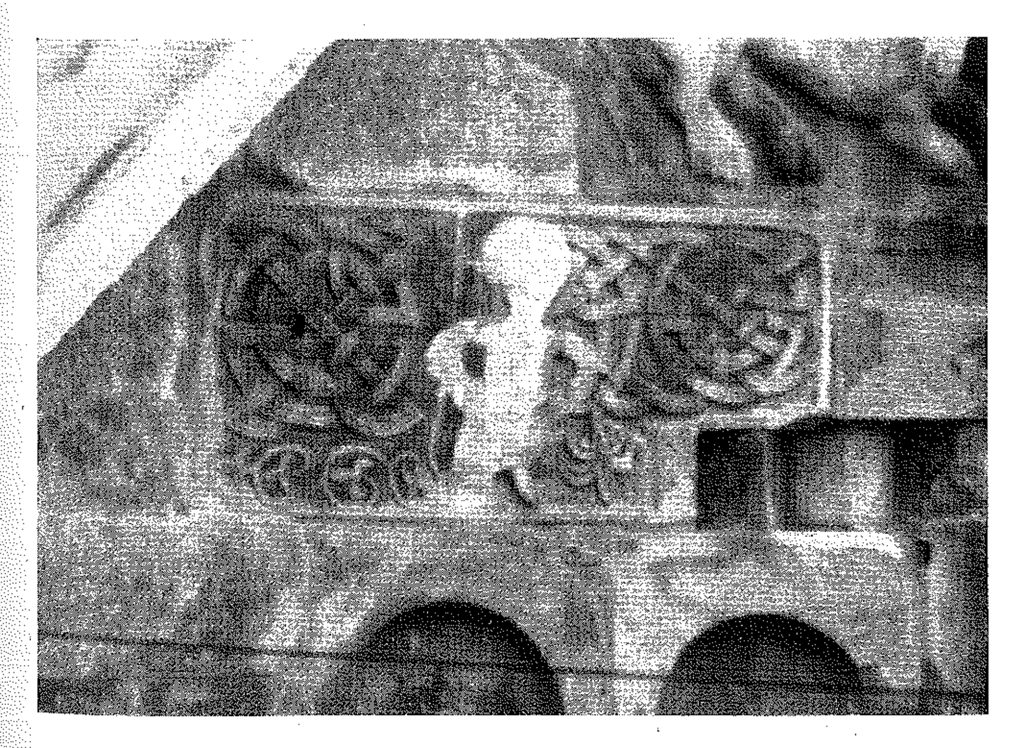
Wullt du ole Hex dorr noch nich dahl,
Hau ick di glicks twei an'n Pahl.

Zur Verbreitung der Jahrmännchen

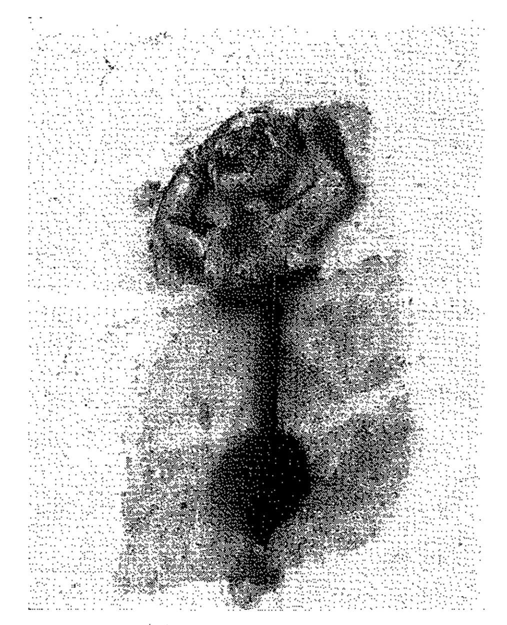
Von Arthur Scheler, München

Zeugen vom Glauben unserer germanischen Vorfahren findet derjenige in Hülle und Fülle, der mit offenen Augen die Landschaft südlich des Brenners durchwandert, sei es an Kirchen oder Bauernhäusern, sei es in Volkskunst, Brauchtum, Sage oder Überlieferung.

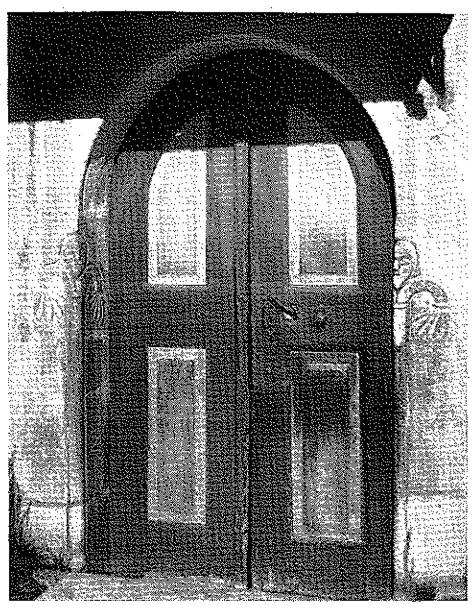
Kein anderes Sinnbild als das Jahresmännchen zeugt so eindrücklich vom ewigen Weltkreislauf, kündet in so einfacher schlichter Form den Sieg des Lichtes; Aufstieg von Finsternis zu höchster Entfaltung zur Sommersonnwend.



Pfarrkirche Laas, Männchen mit gesenkten Armen an der Ostseite



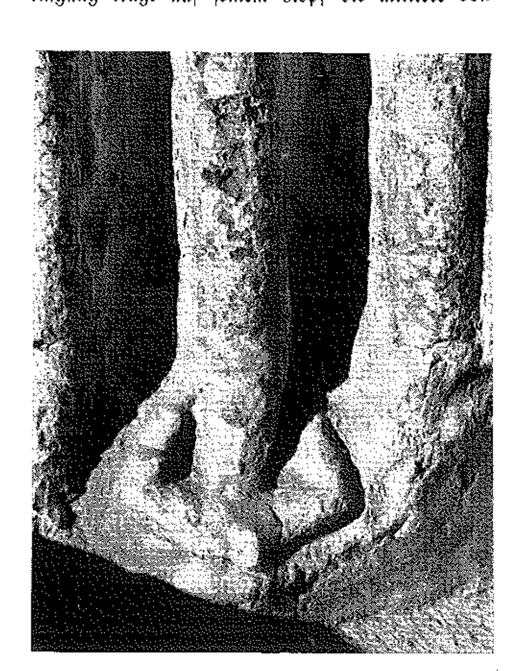
Pfarrkirche Burgeis,
Männchen mit erhobenen Armen an der Ostseite des Turmes



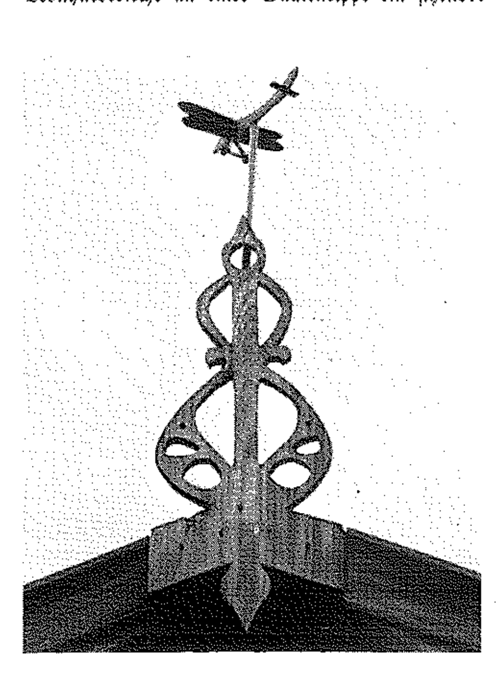
Pfarrkirche Burgeis, Seitenportal

Als Zeichen des Hohen Sommers sind die Darstellungen von Männchen an der Pfarrkirche von Burgeis im Vintschgau zu deuten. An der Ostseite des Turmes, oberhalb eines Lichtschlitzes, ist eines davon angebracht. Ein zweites am Haupteingang trägt auf seinem Kopf die mittlere von drei Säulenrippen. Beidseitig des Seitenportales sind zwei Männchen mit abwärtsgebogenen Armen angebracht, an Stelle der Hände aber sprossen schmale Blätter.

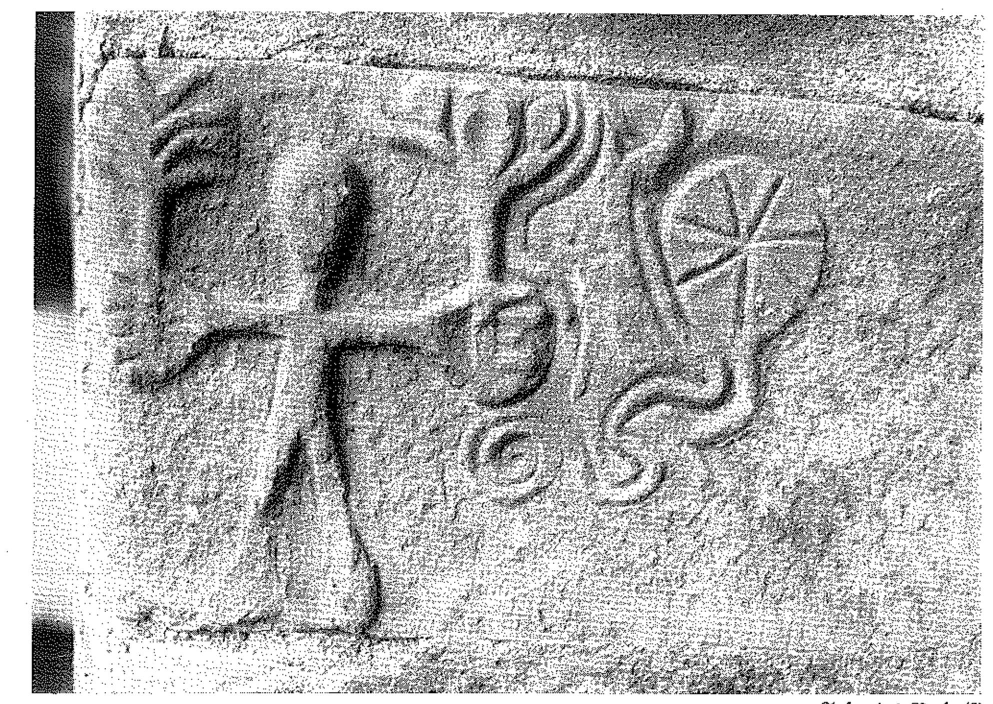
In Laatsch, ebenfalls im Vintschgau, ist in der Leonhardtkirche an einer Säulenrippe ein sitzendes



Pfarrkirche Burgeis, Männchen mit erhobenen Armen als Säulenfuß am Haupteingang



Giebelzier am Pföstlhof in Schönna bei Meran



Aufn. des Verf. (6)

Jahrmännchen mit Bäumchen in den Händen an der Dorfkirche von Hafling

Männchen, das wohl nicht als ein Jahrmännchen gelten kann, aber mit seinen gesenkten Armen doch stark daran erinnert. Diese Kirche ist uralt und von eigenartiger Bauart. Durch mächtige Bogen führt unter ihr die Straße ins Münstertal durch. Unter dem Bogen betritt man von der Straße aus einem kleinen Raum, der heute als Kapelle dient. Den eigentlichen Kirchenraum betritt man durch einen Eingang an der Nordseite des Turmes. Hinter dem Altar, an einer Säulenrippe der Ostwand, befindet sich das Männchen. In der Kirche fällt sonst noch auf, daß an der Decke in Stuck die Schwurhand, sowie das Opferlamm Christi, in je einem Oval angebracht ist. Die Sage meldet von dieser Kirche: Zur Heidenzeit diente der untere Raum, den man vom Durchgang von der Straße aus betritt, als Stall; darin wurden die Schafe untergebracht, die im darüber befindlichen Geschoß geopfert wurden. — Das Opferlamm an der Decke deutet darauf hin, die Schwurhand vielleicht an eine alte Gerichtsstätte.

In Laas (Vintschgau) wurde vor einigen Jahren an der Ostseite der Kirche die romanische Fassade freigelegt. Neben verschiedenen Tierfiguren ist ein Kreuz und ein Männchen zu sehen, die aber bei der seinerzeitigen Verbauung, wohl weil sie zu erhaben gearbeitet waren, abgemeißelt wurden. Das Männchen mit gesenkten Armen steht vor dem mittleren von drei Flechtbändern. Links vom Männchen, unterhalb des Flechtbandes, vier in Entfaltung stehende Blattknospen, rechts eine deutlich nach abwärts gerichtete Blüte.

Auf dem Dachfirst des „Pföstl" in Schönna bei Meran ist ein stilisiertes Männchen mit nach abwärtsgebogenen Armen angebracht. Das Geschlecht der Pföstl hatte die Gerichtsbarkeit in Schönna inne.

Die Darstellung des Männchens an der Dorfkirche von Hafling bei Meran ist wohl einzigartig. Es trägt in seiner Rechten ein in Entfaltung stehendes Bäumchen, in seiner Linken einen Baum mit Früchten.

In Meran werden zu Nikolaus (6. Dezember) aus Hefeteig Männchen gebacken, die einen Arm erhoben, den anderen gesenkt halten und „Krampuß" genannt werden. Der „Krampuß" ist die Begleitperson des Nikolaus, die gemeinsam am Vorabend des 6. Dezember von Haus zu Haus gehen und den Kindern Gaben bringen. Er ist in schwarze Felle gekleidet, hat am Kopfe Hörner und einen Pferdefuß. Die braven Kinder erhalten als Gabe Äpfel, Nüsse und Süßigkeiten, die schlimmen straft er mit der Rute. Die Kinder, zu denen kein Nikolaus (und Krampuß) gekommen ist, stellen vor dem Zubettgehen Teller auf, um am Morgen die Gaben in Empfang zu nehmen. Neben dem Teller mit den oben erwähnten Gaben steht dann so ein Männchen aus Hefeteig und eine Rute, die alsbald den gefürchteten Platz hinter dem Spiegel bezieht.

Die Bücherwaage

Die Alb-Hegau-Keramik der älteren Eisenzeit. Von Josef Keller. Tübinger Forschungen zur Archäologie und Kunstgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Watzinger und Prof. Dr. G. Weise. Band XVIII. 120 Seiten mit 44 Abbildungen und 16 Tafeln. 4°. Gryphius-Verlag, Reutlingen o. J. (1939).

Die Tonware aus den hallstattzeitlichen Grabhügeln der Schwäbischen Alb hat wegen ihrer kunstvollen Verzierung durch Ritz-, Kerb- und Stempelmuster von jeher größte Beachtung gefunden, und es wurden ihr auch wiederholt eingehende Untersuchungen über Herkunft und Entwicklung gewidmet. Verfasser will, wie er im Vorwort ankündigt, durch die Erfassung des wichtigsten Stilgebietes, das die mittlere Alb und den Hegau einnimmt, „den Anfang zu einer genauen Umreißung auch der übrigen Stilprovinzen machen". Als Hauptformen der Alb-Hegau-Gruppe werden herausgestellt: das Kegelhalsgefäß (mit Kegelhals und niederem Trichterrand), das Kragengefäß, der Stufenteller, der gewölbte Teller, der Deckel und die Schale. Die Verzierung der Gefäße ist streng geometrisch. Sie besteht fast ausschließlich aus geraden Linien; diese bilden Felder, die durch Kerbschnitt und Stempelabdrücke in den verschiedensten Zusammenstellungen gemustert werden. Rot- und Schwarzbemalung sowie weiße Inkrustation steigern die Wirkung dieser Verzierungsweise, die sich durch geradezu unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Muster auszeichnet. Verfasser gelangt in der Bewertung dieser Tonware zu teilweise neuen Schlüssen. Vor allem wendet er sich mit Recht gegen N. Åberg, der für die Alb-Hegau-Keramik kennzeichnende Formen, wie das Kegelhalsgefäß, aus dem Osten des Hallstattkreises herleitet. Nun verrät aber der Formenbestand der jüngeren Hallstattzeit in Niederösterreich ganz unverkennbar das Eindringen süddeutscher, also westlicher Elemente, zu denen auch das Kegelhalsgefäß und eine Verbindung von Stufenteller und Schale gerechnet werden müssen. Außerdem spielt, worauf schon W. A. v. Jenny hingewiesen hat, die Kerbschnitt- und Stempelverzierung in Niederösterreich keine wesentliche Rolle mehr, während noch in Oberösterreich Gefäße anzutreffen sind (z. B. von Schärding-Lindetwald), die gute Entsprechungen zu den Funden von der Schwäbischen Alb darstellen. Diese Beobachtungen nötigen zu einer Auffassung, die der von N. Åberg vertretenen Ansicht entgegengesetzt ist. — Mit der vorliegenden Arbeit hat Verfasser einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der Hallstattkultur Süddeutschlands geliefert, denn nur mit Hilfe derartiger gründlicher Teiluntersuchungen ist es möglich, wichtige Einzelheiten festzuhalten und die für die Kulturentwicklung auch innerhalb größerer Räume wesentlichen Züge zu erkennen. Die Ausstattung mit zahlreichen ausgezeichneten Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers und Lichtbildern darf als weiterer Vorzug des Buches gelten.

Kurt Willvonseder

Germanen und Indogermanen. Festschrift für Herman Hirt. Zwei Bände. Carl Winter Verlag, Heidelberg.

Wer sich über den Stand der Indogermanenforschung unterrichten will, sei auf die Herman-Hirt-Festschrift verwiesen. Auf den reichen Inhalt der beiden Bände, in denen außer Sprachforschern Vorgeschichtler, Völkerkundler, Musikwissenschaftler, Rechtshistoriker, Kunstgeschichtler, Religionswissenschaftler und Rassenkundler mitgearbeitet haben, können wir an dieser Stelle nicht näher eingehen. Unter den Mitarbeitern findet man u. a. folgende Namen: Seger, Menghin, Strzygowski, Hauer, Reche, Günther, v. Eickstedt, ferner Jensen, Krahe, Meriggi, Sommer, Ammann und Much. Viele Beiträge bringen Beweise für die europäische Urheimat der Indogermanen, die auch durch die inzwischen erschienene zurückdatierte Gegenschrift, die Pater Koppers herausgab, nicht widerlegt sind. Diese sprachwissenschaftlichen Beiträge gelten vor allem den verwandtschaftlichen Beziehungen der Sprachen einzelner indogermanischer Völker zu den Sprachen von Nachbarvölkern. Zu der in letzter Zeit heiß umstrittenen Frage nach der Stellung des Germanischen innerhalb des Indogermanischen bieten mehrere Beiträge wesentliche Ausführungen. Es bedarf keines Wortes, daß für jeden, der über die germanische und indogermanische Kultur, Sprache und Religion wissenschaftlich arbeitet, die beiden Bände der Hirt-Festschrift unentbehrlich sind. Sie sind ein würdiges Denkmal für den inzwischen verstorbenen hochverdienten deutschen Gelehrten.

Otto Huth

Weihnachten in alter und neuer Zeit. Von Adolf Spamer. Diederichs Verlag, Jena.

In einer gut lesbaren Darstellung findet man hier den gesamten Kreis der Weihnachtsbräuche behandelt. Eine größere Anzahl von Abbildungen ist in guter Wiedergabe beigefügt. Die wissenschaftlichen Anmerkungen mußten leider fortbleiben, doch merkt man überall gründlichste Kenntnis und ruhige Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung. Wenn man auch die störenden Einflüsse des Fremden stärker herausgearbeitet haben möchte, so muß man doch anerkennen, daß in vielen Einzelheiten klar die germanischen Grundlagen des deutschen Weihnachtsbrauchtums erkannt werden, wo die Forschung bisher an Fremdeinflüsse glaubte. Auch für den Wissenschaftler ist die Darstellung Spamers wertvoll, da mehrfach neuer Stoff beigebracht wird.

Wichtig ist der Hinweis auf die Räucherharzfunde in germanischen Gräbern bei der Behandlung der Frage nach Sinn und Ursprung der volkstümlichen Räucherungen in den Zwölften (S. 12). Bei der Frage, ob altrömische Kalendersitten auf die Zwölften-Bräuche einwirken, wird mit Recht die römische Entlehnungstheorie als unbrauchbar erklärt, und vielmehr auf die Urverwandtschaft der Germanen und Italiker hingewiesen (S. 14). Der wichtige Julblockbrauch wird entgegen Theorien, die auch hier ohne Beweis an Entlehnungen glauben machen wollten, den frühgermanischen Mittwinterkultbräuchen zugeschrieben (S. 19). In einigen anderen Einzelfragen werden die germanischen Grundlagen nicht so deutlich erkannt, aber es muß hervorgehoben werden, daß Spamer sich von einseitigen Erklärungen, wie etwa Lauffers bekannter Dämonenabwehrtheorie, frei hält.

Otto Huth

Alte und neue Zeitrechnung. Von Herman Brinkmann. Unterhaltsames Kalenderbuch für jedermann. Datumschlüssel für den Sippenforscher. Mit der Beilage „Ewiger Kalender" (DRP. 364 000). 200 Seiten mit Abbildungen. Curt Starke, Verlag für Sippenforschung und Wappenkunde (Sippen-Bücherei Band 14). RM. 3,70/4,30.

Der Verfasser behandelt nach einleitenden Worten über die Grundlagen unserer Zeitrechnung den feststehenden Teil des Julianischen und des Gregorianischen Kalenders. Wenn hier (S. 9—10) die Zeiten der Einführung in den einzelnen deutschen Landesteilen angegeben werden, so ist die Auffassung, daß das protestantische Deutschland erst im Jahre 1700 den neuen Kalender annahm, insofern ungenau, als es sich hierbei nur um die Tageszählung, nicht jedoch um die beweglichen Feste gehandelt hat. Diese wurden nach dem System des Mathematikers Erhard Weigel ausgerechnet, das erst im Jahre 1774 endgültig beseitigt wurde. — Zu S. 12 ist zu bemerken, daß die islamitischen Jahre immer noch reine Mondjahre sind. Der französische Revolutionskalender, nach dem ja auch in Teilen Deutschlands einige Jahre lang datiert wurde, kommt mit Umrechnungstafeln zu seinem Recht, ebenso die Tageszählung der alten Römer, die Technik der Chronogramme und manches andere.

Sehr ausführlich (S. 69—131) ist der alphabetische Festkalender, der auch die volkstümlichen Umgestaltungen der Sonntags- und Heiligennamen bringt: so Blips für Philipps, Perdemals für Bartholomäus u. a. Es folgt der nach Monatstagen geordnete Namenskalender, in welchem noch von sieben zu sieben Tagen die Zeiten des Auf- und Unterganges der Sonne verzeichnet sind, wobei noch hinzugefügt werden könnte, daß sie nach Ortszeit für den Parallel von Berlin gelten. Ein ausführliches alphabetisches Register führt die fast unglaublich zahlreichen Veränderungen auf, die die Vornamen erlitten haben. Es folgen die ausführlichen Tafeln für die Osterdaten von 300—1552 julianisch, später von 1799 auch gregorianisch, von 1800—2000 auf beide Arten; Tafeln für die Goldene Zahl sowie für die Wochentage der Jahre 1—300, für den altrömischen Kalender, den französischen Revolutionskalender und einiges andere. Da dieser „ewige Kalender" neben dem Mittwoch in der Karwoche Vollmondzeichen enthält und das ganze Jahr hindurch die Hauptphasen an den entsprechenden Tagen, was dann mit einem Fehler bis zu vier Tagen allemal stimmen wird, ermöglicht er auch, alte Urkunden zu deuten, wenn sie sich auf die Lichtgestalt des Mondes beziehen. — Kundige Leser werden zu dem sehr brauchbaren Büchlein zweifellos noch manches Material beisteuern können.

Prof. J. Plassmann

Kalender Deutscher Osten 1940. Herausgegeben vom Bund deutscher Osten. (Verantwortlich: Karl Otto Benninghaus; Graphik: Carl Mickeleit.) Verlag Dr. Friedrich Osmer, Berlin. 1938. RM. 1,80.

In glänzend ausgewählten, gut gelungenen Bildern schildert der vorliegende Kalender den deutschen Osten in Süd und Nord und greift dabei dankenswerterweise über die staatlichen Grenzen hinaus. Vieles hat dadurch heute schon historischen Wert: die Nachfahren jener Menschen, die durch ihren Kulturwillen, durch ihr Schaffen in jenen Ostlandschaften unvergängliche Werte geschaffen haben, sind auf des Führers Ruf heimgekehrt in das deutsche Heimatland. Aber jene Werke, jenes Schaffen lebt als Gastgeschenk in fremden Ländern fort als Zeugen für deutschen Fleiß und deutsche Kraft und deutsche Kulturhöhe. Stolzer noch blickt man aber auf jene Blätter, die deutsches Ostland schildern, das seit Jahrhunderten nicht mehr vom deutschen Mutterland losgerissen wurde oder das der Führer in den letzten Jahren heimholte. Ergänzt wird die eindringliche Sprache der Bilder durch

die Worte deutscher Führer und Dichter. Außerdem bringt die Rückseite eines jeden Kalenderblattes eine kurze Darstellung aus der Geschichte und Kulturgeschichte, die deutlich zeigt, wieviel der Osten überhaupt dem Deutschtum verdankt, wie urdeutsch der deutsche Osten schon seit Jahrhunderten ist, den seit früher Zeit deutsche Menschen in geschlossenem Siedlungsgebiet bewohnen. Seit Jahrhunderten ist die Ostpolitik für die deutsche Geschichte von größter Bedeutung. Auch in der jüngsten Gegenwart ist die Ostfrage wieder entscheidend geworden. Eine natürliche Folge davon ist es, daß sich nicht nur jeder denkende Deutsche mit diesen Fragen beschäftigen will, sondern auch, daß eine Reihe guter und weniger guter Schriften und Bücher erschienen sind, die sich mit dieser Frage befassen. Aus dieser Vielzahl hebt sich der Kalender Deutscher Osten 1940 durch seine Gediegenheit in Bild und Wort stark hervor. In aller gebotenen Kürze gibt er dem Leser und Beschauer mehr, als hier mit wenigen Worten angedeutet werden kann. Herbert Wilhelm

Zwiesprache

Unser Februar-Heft gibt ein Bild davon, wie zwischen den germanischen Überlieferungen wehrhafter Art und der soldatischen Gesinnung unserer Zeit ein unlösbarer Zusammenhang waltet. Dieser führt über den kriegerischen Bereich hinaus zu dem, was als Niederschlag uralten Kriegserlebens ein Besitz der deutschen Seele geworden ist. Zu diesen Zeugnissen gehört vor allem unser Lied vom „Guten Kameraden“, das vor 130 Jahren entstanden und seither bis heute unser Denkmal des unbekannten Kriegers gewesen ist. Hans Joachim Moser untersucht die Entstehung und die Schicksale dieses vielgesungenen Liedes, das die Namen zweier bedeutender Lied- und Tondichter trägt, von diesen aber aus dem reichen Borne germanisch-deutscher Liedüberlieferung geschöpft worden ist. Wir werden in den nächsten Folgen Entstehung und Schicksale weiterer deutscher Soldatenlieder darstellen, die seit Jahrhunderten den Deutschen in den Kampf für Freiheit und Vaterland begleitet haben.

Wie unser wiedergewonnenes deutsches Weichselland seit 700 Jahren durch die ritterliche Macht des deutschen Ordens und die Bürgermacht der deutschen Hanse zurückerobert und deutsch gemacht worden ist, das legt Karl Jordan in einem Aufsatz dar, der auch die alten germanischen Wurzeln des Deutschtums in diesem Lande erkennen läßt. Neben den Trutzbauten des Ordens, dem Recht und deutsche Sitte folgten, erheben sich in den aus der Wildnis emporwachsenden deutschen Städten die ragenden Giebelhäuser deutscher Kaufleute: beides Zeugen einer großen Vergangenheit, die zugleich mahnende Verpflichtung für eine große Zukunft sind.

Fast 500 Jahre weiter zurück reichen die Spuren der Erstarkung des ersten Reiches, das unter der festen Hand des Kärtners Arnulf und des Sachsen Heinrich das Kärtner Grenzland im Süden aus fremder Völkerüberflutung zu einem sicheren und ewigen Bestandteil des Reiches machte. Stütze und Mittelpunkt der Reichsmacht in diesem Lande war die alte Karnburg, deren Grundrisse jetzt durch eine SS-Grabung wieder freigelegt sind. Der Leiter der Ausgrabung, Prof. Hans Schleif, gibt einen ersten, aber in alle wesentlichen Fragen eindringenden Überblick über das bisherige Ergebnis der Ausgrabungen.

Unter dem Einflusse einer übereilten Namengebung glaubt man heute noch hier und da, den kraftvollen, eigenwüchsigen Stil dieser ersten Kaiserzeit aus künstlerischen Vorbildern romanischer Art ableiten zu müssen. Dem gegenüber legt Peter Paulsen an Hand neuer Schmuckfunde dar, daß die wesentlichen Elemente dieser sogenannten „romanischen“ Kunst sich unmittelbar an germanische Schmuckelemente anschließen, die dem Norden der Wikingerzeit als einem rein germanischen Bereiche entstammen und von hier aus früh zu anderen germanischen Völkern gekommen sind. Diese Ausführungen ergänzen sich mit dem zweiten Teil des Aufsatzes von Otto Stelzer über die nordischen Stabkirchen, der ja auch für dieses Gebiet die germanischen Wurzeln der größten künstlerischen Leistungen des Mittelalters erweist.

Von den heute noch lebenden Lichtmeßbräuchen im Elbe- und Saalegau erzählt ein Aufsatz von K. Th. Weigel, dessen Aufnahmen Einblick geben in den tiefen Zusammenhang von Sinnbild und Brauchtum bei den Feiern des Jahreslaufes. Arthur Scheler weist das weit verbreitete Sinnbild des „Jahrmännchens“ auch für die südlichsten deutschen Gebiete nach, die darin ebenfalls als Heimat germanischer Dauerüberlieferung erwiesen werden. Pl.

Hauptschriftleiter: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Anzeigenleiter: i. V. Gerd Richter, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7—11.
Druck: Georg Koenig, Berlin C 2.

Schluß des redaktionellen Teiles

*

Einem Teil der Auflage dieses Heftes liegt ein Werbeblatt des Verlages v. Hase und Koehler bei, das wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 3 | 1940 | März

Lebensgeschichten deutscher Soldatenlieder

II.

Landsknechtsweisen

Von Hans Joachim Moser

Martin Luther schrieb einmal den ihm befreundeten Nürnberger Ratsherren, sie möchten doch dort „dem Herrgöttlein“ wegen seiner vielen unbefugten Nachdrucke auf die Finger klopfen. Dessen Wittib, Kunigund Hergotin, setzte das Geschäft des Gatten im Bösen, aber auch im Guten fort — zu letzterem rechnen wir ihre vielen volksnahen Flugschriften und Einblattdrucke. Zu den wichtigsten von ihnen für die Nachwelt gehört eine Veröffentlichung etwa vom Jahr 1530: „Ein neu Lied von dem Landsknecht auf den Stelzen, in des Schüttensamen Ton“ — und ein anderes „Von der Kriegsleut Orden“, in dem Ton „Wöl wir das korn schneiden“. Beide Lieder hatte etwa zwanzig Jahre zuvor der Landsknecht und Volkssänger Jörg Graff gedichtet, das zweite wohl auch eigens melodiert (denn der Melodiehinweis auf jenes Erntelied kann nach dem Versmaß nicht wohl stimmen). Diese Drucke wird er als alter Stelzfuß selbst auf den Kneipen des Augsburger Reichstags abgesetzt haben, wenn er sie mit rauher Stimme und holzschnitthaft drastischer Geste vortrug:

Der uns das liedlein news gesang,
von newen gesungen hat,
das hat getan ein landsknecht,
got geb im ein fein gut jar!
Er singt uns das, er singt uns mer;
er muß mir noch wol werden,
der mirs gleich bzahlen muß.

Das erste der beiden Lieder lautet, wenn man es mit der Melodie der Muritat über den 1474 hingerichteten Raubritter Hans Schüttensam zusammenstellt, die F. M. Böhme aus einem Quotlibetbruchstück bei Forster (1540) und einer niederländischen Quelle einleuchtend nachwies, also: